Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreizehnter Jahrgang

Nr. 21 Leipzig, den 25. Mai 1899

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1591 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Nicht aus eigner Vernunft noch Kraft — Zur Apologetik: 1. Die Aufgabe der Apologie — Die evangelischen Kirchen und die Feuerbestattung. Schluß — Landwirtschaftliche Forderungen und agrarische Ansprüche: 2 — Die Hauptträger des Friedensgedankens in der Gegenwart: 1. Bertha von Suttner; 2. Die Friedensgesellschaften; 3. Der Zar; 4. Die Sozialdemokratie — Stimmen der Väter: Hamann — Verschiedenes: Der Geistliche am Grab — Anzeigen: Preisausschreiben, Predigten über das Vaterunser betreffend

Nicht aus eigner Vernunft noch Kraft

Es kann Niemand zu mir kommen, es sei denn, daß ihn ziehe der Vater, der mich gesandt hat. Joh. 6, 44

„Ich glaube, daß ich nicht aus eigner Vernunft noch Kraft an Jesum Christum, meinen Herrn, glauben oder zu ihm kommen kann, sondern der heilige Geist —.“ Klingt das nicht gar zu geistlich, gar zu überfromm? Wenn ich an Gott glaube, wirklich ehrlich, herzlich an ihn glaube, ist das nicht genug? Soll ich nun auch noch sagen: Auch das nicht einmal habe ich von mir selbst! Ich wäre ein gottloser Mensch ohne Glauben und Gottesfurcht, wenn nicht Gott selbst mich dazu gebracht hätte! Wenn Gott es ist, der den Glauben uns geben muß, haben dann nicht alle Ungläubigen die beste Entschuldigung? Ihnen hat Gott dann eben den Glauben nicht geschenkt. Dann kann man ja Niemandem mehr einen Vorwurf daraus machen, wenn er nicht glaubt!

Ja nun, das soll man auch gar nicht! Man soll auf keinen Menschen einen Stein werfen, ihn verketzern und verdammen seines Unglaubens wegen. Mit dem schärfsten, strengsten Wort, das je über seine Lippen gekommen ist, hat Jesus das verboten: „Wer aber sagt: du Narr! [d. h. eben: du Ungläubiger!] der ist des höllischen Feuers schuldig!“ Können wir denn einem Menschen ins Herz sehen? Können wir wissen, ob nicht doch vielleicht der Geist Gottes in ihm gewirkt hat, ob nicht der, der ins Verborgne sieht, ihn zu den Seinen rechnet, weit eher und mehr vielleicht als uns? Von zwei Dingen bin ich überzeugt: einmal davon, daß manch Einer vor den Menschen für ungläubig gilt, den Gott zu seinen Gläubigen zählt. Zum andern: es wäre weniger Unglaube in der Welt, wenn weniger darüber geklagt und gehadert würde.

Aber nun blickt hinein in die Zeit Jesu. Wie ist es damals gegangen, als der Herr selbst auf Erden wandelte und hinausrief unter das Volk: Glaubet an das Evangelium! Wer ist seinem Rufe gefolgt? Fischer und Hirten, Bauern und Tagelöhner waren es, Leute, die zum guten Teil, wie die Dinge damals standen, wahrscheinlich nie auf einer Schulbank gesessen hatten. Sie hat gewiß nicht die eigne Vernunft noch Kraft, das eigne Wissen und Können zum Glauben geführt. Die Weisen und Klugen, die Obersten und Führer des Volks, die Pharisäer und Schriftgelehrten — sie hat all ihre Weisheit und Klugheit nicht zum Glauben an Jesum gebracht. Wenige unter ihnen haben den Weg zu ihm gefunden.

Gott läßt sich seine Geheimnisse durch keine Klugheit, keinen grübelnden Scharfsinn abnötigen. Der Glaube unsers Herrn ist kein weitschichtig angelegtes System von hohen Worten und klugen Gedanken. Es kann nicht die Sache des scharfsinnigen Verstandes sein, diesen Glauben sich zu eigen zu machen. Auch in dem Kinde schon auf der Mutter Schoß kann das kleine Herz sich dem Glauben erschließen. „Lasset die Kindlein zu mir kommen,“ ruft der Herr, „ihrer ist das Himmelreich!“ Auch der ungelehrte Mann, dem überhaupt nicht mit vielen Worten und Gründen gedient ist, der wenig spricht und grübelt, schlicht und redlich seine Pflicht thut, er kann ein Muster und Meister im Glauben sein.

Aber heutzutage ist allerdings notwendig, auch dies hervorzuheben, daß umgekehrt keine Wissenschaft, kein Fortschritt, keine Bildung dem Glauben im Wege steht. Sie kann ihn nicht wecken und pflanzen, aber sie kann ihn auch nicht töten und hindern. Es ist ganz gewiß nicht so, daß der Glaube das siegende Licht der Wissenschaft und Aufklärung zu fürchten hat, daß, je mehr diese vordringt, jener zurückweichen muß. Mit weitem, freiem Herzen will ich mitten in dem reichen geistigen Leben unsrer Gegenwart stehen und dankbar jede neue Erkenntnis begrüßen, mit der Gott die rastlose Arbeit der Wissenschaft segnet. Ich bin nicht bange, daß damit dem Glauben auch nur im geringsten der Boden abgegraben werden könnte. Dieser Glaube wird doch immer des Menschenherzens höchstes und bestes Wissen bleiben. Wer das ganze unendliche Reich des Wissenswerten durchmessen hätte, und alle Geheimnisse, die die Welt in sich birgt, wären ihm enthüllt und aufgeschlossen, o freilich, es ist möglich, daß er den Glauben doch nicht gefunden hätte. Aber hätte er ihn gefunden, den Glauben, den er mit einem Kinde, mit dem schlichtesten, bescheidensten Manne teilen muß, er hätte daran mehr als an allem Andern, was er sonst weiß und kann, die Quelle seiner besten Kraft, seines eigentlichen Friedens, seines schönsten Glücks, und ohne diesen Glauben wäre er trotz Allem und Allem nur ein armer Mann.

Allerdings, wenn wir so groß vom Glauben reden, dann müssen wir genau wissen, was eigentlich Glauben ist. Wenn man im gewöhnlichen Leben von Glauben spricht, es wird einem z. B. irgend eine Neuigkeit erzählt, und man sagt: Nun ja, das glaube ich schon — so bedeutet das: Ich lasse das gelten, ich halte es für wahr. Aber ich sage, und wenn man Alles für wahr hält, Wort für Wort und Silbe für Silbe, was in der Bibel steht, wenn man Alles für wahr hält, was an Sätzen, Formeln und Lehren in diesen 1900 Jahren von der Kirche überliefert ist, so hat man bloß deshalb mit dem Glauben, der das Heil uns bringt, auch noch nicht einmal den allergeringsten Anfang gemacht. Ja, wenn das Glaube ist, dann allerdings kann man durch eigne Vernunft und Kraft dazu gelangen. Dann kostet es einen herzhaften Entschluß und — man glaubt. Dann läßt man sich gedankenlos gefallen, was Einem vorgesprochen wird, und — man glaubt. Dann sucht man allerlei gute Gründe zusammen, womit man auftauchende Zweifel und Bedenken sich selber widerlegt, und — man glaubt zu glauben! Das ist ganz gewiß nicht der Glaube, von dem es heißt: „Glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst du und dein Haus selig!“ Der Glaube, von dem der Apostel redet: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat!“

Dreimal hat unser Herr eines Menschen Glauben hoch gerühmt. Da können wir lernen, was Glaube ist. Das einemal wars der Glaube des Hauptmanns in Kapernaum: „Wahrlich,“ so rief er, „solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden!“ Das andremal wars der Glaube des kananäischen Weibes. „O Weib,“ so sagte er bewundernd, „dein Glaube ist groß!“ Beidemal waren es Heiden, die von der heiligen Ueberlieferung Israels sicherlich sehr wenig wußten. Von einem Fürwahrhalten konnte hier also gar keine Rede sein. Nein, aber sie waren offenbar im Innersten angefaßt von der innern Hoheit Jesu. Es war ein so schlichter Mann, der dort vor ihnen stand. Aber er zwang sie zu schrankenlosem Vertrauen. Das Größte, das Wunderbarste trauten sie ihm zu, als verstehe es sich ganz von selbst. Sie sahen zu ihm auf, und es überkam sie das Gefühl unbedingter Demut und Ehrfurcht. Aus aller äußern Armut und Dürftigkeit heraus spürten sie den Odem eines Geistes, der nicht von dieser Welt war, der unmittelbar es ihnen bezeugte, daß Gott mit ihm und in ihm sei. Das heißt: sie glaubten an ihn! Den Glauben haben sie ganz gewiß nicht sich selbst gemacht. Er war nicht ihr eigen Werk, das Werk ihres Nachdenkens, ihres Klügelns und Grübelns, ihres Wollens und Entschließens. Nein, kein Andrer als Jesus selbst hat diesen Glauben in ihnen geweckt, oder doch ein Andrer, der Gott und Vater, der in ihm lebte, dessen Macht und Liebe aus ihm hervorleuchtete und diesem unscheinbaren Mann so wunderbare Gewalt über die Seelen der Menschen gab.

Das dritte Mal wars einer der Jünger, den Jesus um seines Glaubens willen selig pries. Es war nach dem großen Bekenntnis des Petrus: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn!“ „Wahrlich, ich sage dir,“ so rief der Herr, sichtlich im Innersten bewegt von hoher Freude, „nicht Fleisch und Blut hat dir das offenbart, sondern mein Vater im Himmel!“ Wie ist Petrus, wie sind die Jünger überhaupt zum Glauben gekommen? Warum haben sie Heimat und Elternhaus und Alles im Stich gelassen und sind ihrem Meister nachgefolgt in Armut und Entbehrung? Warum haben sie so unablöslich an ihm gehangen, haben Kampf und Mühsal ohne Ende, ja Marter und Tod um seinetwillen nicht gescheut? Ihr eigen Fleisch und Blut, ihre eigne Vernunft und Kraft hat sie sicher nicht dazu gebracht. Nein, Jesus selber hat es ihnen angethan. Der hat diese jungen, feurigen Leute, denen Welt und Leben offen stand, an sich gefesselt, daß sie nicht wieder von ihm los konnten, daß sie in Ehrfurcht und Liebe, in unbegrenztem Vertrauen zu ihm aufblickten und in ihm die Erfüllung ihrer höchsten Wünsche, ihrer kühnsten Hoffnung sahen. Gott war es, der Gottesodem in Jesu, der sie zwang. Jedes seiner Worte sagte ihnen: Er hat Vollmacht von oben! Was er vor ihren Augen that, es war ihnen ein Zeugnis dafür: Gott ist mit ihm! Wie er vor ihnen lebte und wandelte, es war ihnen, als sähen sie die Gottesliebe, von der er redete, verkörpert, in Fleisch und Blut verwandelt, vor sich. So sind sie zum Glauben an ihn gekommen.

Und auf keine andre Weise werden auch wir dazu kommen. Jesus selbst muß uns dazu bringen, Jesus oder der Geist Gottes, der in ihm atmet, der Gott und Vater, der seines Lebens Leben ist. O möchte er unter uns aufleben, der Herrliche, mit dem wunderbaren Reichtum, den er in sich trägt, in der königlichen Größe, wie ihn uns die Evangelien zeigen, mit der Gotteskraft seiner allgewaltigen, Alles bezwingenden Liebe! Und die Herzen werden ihm zufallen. Alles, was irgend eine verwandte Ader in sich fühlt, Alles, was aus der Wahrheit ist und für das Rechte, Gute und Göttliche ein Gefühl, ein Gewissen hat, das wird mit freudigem Glauben sich zu ihm bekennen. Nicht hohe Worte, nicht kluge Beweise, nicht die scharfsinnigste Widerlegung aller Angriffe, die unser Christenglaube erfährt, auch keine Maßregeln und Veranstaltungen, sei es von staatlicher, sei es von kirchlicher Seite, werden in unserm Volk den Glauben wieder lebendig machen, sondern Jesus allein wird es thun, Jesus, sein Geist und seine Liebe. Ja, komm, Herr Jesus!

Dörries

Zur Apologetik

Uebersicht: 1. Die Aufgabe der Apologie; 2. Die Auseinandersetzung mit dem Unglauben; 3. Die Verantwortung des Glaubens.

In den Nummern 39 und 40 des vorigen Jahrgangs dieses Blattes hat Erich Foerster meine kleine Schrift: „Der christliche Glaube im geistigen Leben der Gegenwart“ einer in der Form freundlichen, sachlich ablehnenden, vor allem aber merkwürdigen Besprechung unterzogen. Wiewohl in der Nummer 40 in einer Fußnote auf die zweite Auflage hingewiesen wird, liegt doch der Besprechung augenscheinlich die erste Auflage zu Grunde. Ich notire dieses ausdrücklich, wiewohl die zweite von der ersten nur in Stoffgruppirung und Ausdruck, nicht aber sachlich differirt, weil ich mir nur so einigermaßen die merkwürdigen Mißverständnisse meines Rezensenten erklären kann, Mißverständnisse, auf die hin er mir Mißgriffe zuschreibt, die er als unpädagogisch bezeichnet, die ich aber, wenn sie wirklich vorlägen, als Rezensent noch schärfer charakterisirt haben würde. Foerster hat zwar das Motto auf dem Titelblatt der Schrift übersehen, das doch nicht zur Zierde des Titelblattes, sondern zur Charakteristik der Schrift dasteht, aber die — erst der zweiten Auflage vorausgeschickte — Vorrede hätte er nicht gleicherweise übersehen können; wenn er diese vor Niederschrift seiner Besprechung gelesen hätte, hätte er nicht in dem Maße, wie das geschehen, die eigne Absicht bei derartigen Erörterungen an die Stelle der Absicht des Verfassers setzen und dergestalt auf eine so schiefe Beurteilung der Schrift geraten können.*)

Das, was mir die Feder in die Hand drückt, ist nicht Verfasserunzufriedenheit, sondern ein allgemeines Interesse. Foerster findet nämlich an meiner Schrift auch etwas Brauchbares, und das ist die Anregung, die sie nach seiner Meinung bietet, die Aufgabe der Apologie von neuem ernstlich zu erwägen. Da möchte ich einsetzen. Es ist nämlich, wenn ich von merkwürdigen Mißverständnissen des Rezensenten rede, keineswegs meine Meinung, daß wir, so er mich nur richtig verstanden hätte, auch einig wären; er würde auch dann, nur in andrer Weise, mich bekämpft haben, und ich meinerseits würde auch dann seine, meines Erachtens zum Teil recht bedenklichen apologetischen Grundsätze zu bekämpfen mich gedrungen fühlen. Dergestalt handelt es sich bei dem, was ich hier vorhabe, nicht um persönliche litterarische Auseinandersetzung, sondern um Fragen, die im allgemeinen Strom des geistigen Lebens der Gegenwart sich bewegen, und zwar um solche, die innerhalb des Interessenkreises dieses Blattes liegen. Ich will davon reden, um was es sich bei der Apologie eigentlich handelt, und wie sie zu betreiben ist.

1. Die Aufgabe der Apologie

Ehe ich aber die Aufgabe der Apologie diskutire, ein Wort von ihrer Berechtigung überhaupt. Foerster scheint von der Apologie im eigentlichen Sinne überhaupt nicht viel zu halten. Er redet verschiedentlich davon, was heutzutage unsre Aufgabe sei in Vertretung des Christentums, und was er in dieser Beziehung sagt, ist mehr oder weniger berechtigt, aber — es liegt durchweg außerhalb des Rahmens der eigentlichen Apologie. Foerster schreibt:

> So verdienstlich Kaftans Darlegung ist, daß auch ein vom modernen Geistesleben ergriffner Mensch Christ sein **kann** — wichtiger erscheint mir das Andre, die Schwierigkeiten zu heben, die vom wirtschaftlichen und politischen Leben her gegen die Möglichkeit des Christusglaubens erwachsen.

Er wird dabei kaum an die Schwierigkeiten denken, die die wirtschaftlichen Verhältnisse als solche bieten, oder die aus unsern politischen Kämpfen als solche erwachsen. Um diese Schwierigkeiten zu beseitigen, würde ein Eingreifen in die sozialen Verhältnisse, in das politische Getriebe notwendig sein, und Derartiges liegt diesem Zusammenhang doch zu fern. Foerster wird vielmehr an die Inanspruchnahme der modernen Menschen durch alle die genannten Dinge denken, daran, wie fremdartig ihnen in diesem Treiben das Christentum mit seinen Forderungen

*) In der That hat Foerster die zweite Auflage der Schrift, die zwischen Abfassung und Druck seines Artikels erschien, nicht gekannt. D H

erscheint. Richtig ist, daß die wirtschaftlichen und zum Teil auch die politischen Fragen die Menschen heute stärker in Anspruch nehmen denn zuvor, und auch das ist richtig, daß daraus denen, die den Menschen helfen möchten, Christen sein zu können, besondre Aufgaben erwachsen. Es ist heute noch nötiger als früher, die Zeitgenossen im Sinne der aus der Reformation neu geborenen Ethik zu belehren, ihnen zu zeigen, wie das Christentum auch im wirtschaftlichen Kampf und in der politischen Arbeit sich bewähren soll, und klarzustellen, wie auch diese Gebiete, das wirtschaftliche und das politische, letztlich dazu da sind, der Herausbildung christlicher Persönlichkeiten, dem letzten Zwecke aller irdischen Dinge, zu dienen. Aber das Alles ist etwas Andres als Apologie im eigentlichen Sinn, und damit, daß eine Aufgabe wie die oben gezeichnete heute dringlicher geworden ist als früher, ist in keiner Weise gegeben, daß es heute der Apologie im eigentlichen Sinne nicht mehr bedarf.

Foerster redet in einem andern Zusammenhange davon, wie die Menschen heutzutage geneigt sind, sich genügen zu lassen an der Welt, auf das Diesseitige ihr Denken und Sein zu beschränken und gerade in solcher Beschränkung die Weisheit zu finden meinen. Das ist zweifellos richtig beobachtet. Aber ist das etwas spezifisch Modernes? In einem Sinne ja, nämlich insofern, als es sich um die theoretische Rechtfertigung dieses Verhaltens handelt; was aber zu Grunde liegt, ist der Sinn des alten Adam, dem eben die Welt sein Gott ist. Das wird nun freilich Jeder zugeben, daß diesen Sinn des alten Adam zu brechen das Allerwichtigste ist, was es in der Vertretung des Christentums überhaupt giebt; und zweifellos würde Einer, der da wähnte, solches durch Apologie ausrichten zu können, einem Manne gleichen, der sich getraute, mit einem hölzernen Schwert eine Stadtmauer einzurennen. Aber weil die Apologie dazu nicht taugt, ist es in keiner Weise überflüssig, daß sie das Werk thue, das ihr befohlen ist. Im Gegenteil, das Gewand theoretischer Selbstrechtfertigung, in das sich der alte Adam heutzutage kleidet, fordert gerade das Werk der Apologie heutzutage dringlicher denn zuvor. Ueberhaupt, übertreiben wir nicht in der Erfassung der Eigenart unsrer Zeit! Der alte Adam war zu allen Zeiten ein Gegner des Christentums, und in allen Zeiten sind auch aus wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen dem Christwerden und Christsein Hemmnisse erwachsen. Sind diese Hemmnisse in unsern Tagen vielseitiger und kräftiger geworden denn zuvor, so gilt das wahrlich nicht minder von den Hemmnissen, die aus den allgemein geistigen Verhältnissen, aus dem Kampfe der Weltanschauungen erwachsen, kurz aus dem Gebiete, mit dem es die Apologie im eigentlichen Sinne zu thun hat. Sehe ich recht, so ist aus der Gesamtlage unsers heutigen Lebens, statt daß man die Aufgabe der Apologie über andern Aufgaben übersieht, vielmehr eine gesteigerte Notwendigkeit der Apologie im eigentlichen Sinne zu folgern.

Oder werde ich Foerster in dieser Entgegenhaltung doch nicht gerecht? Ist nicht das alles, was er fordert, von apologetischen Momenten durchsetzt? Gewiß, pädagogische Anleitung, ethische Belehrung, erweckliche Rede kann von apologetischen Momenten durchsetzt sein, und von Foerster sind diese Thätigkeiten zweifellos alle so gedacht. Aber das, wofür ich ihm gegenüber eintreten zu sollen glaube, das ist die Apologie im eigentlichen Sinne und zwar rein als solche. Dafür eintreten, diese treiben, ist in Försters Augen „Intellektualismus." Das halte ich für ein falsches Urteil; ich glaube, daß es auf einer Verwechslung beruht. Unser Leben ist sehr komplizirt und wird immer komplizirter, nicht nur unser äußeres, auch unser inneres Leben. Wer mitten in diesem komplizirten Leben steht und in seinem Getriebe einzelnen Seelen oder Gruppen in christlichem Sinne seelsorgerlich zu dienen beflissen ist, der wird durchaus finden, daß jeder einzelne Fall komplizirt ist und daher auch eine gewisse Komplikation von Thätigkeiten fordert. Wer das sieht, sieht scharf, und wer der damit erwachsenden Forderung entspricht, handelt weise. Aber das ist nicht weise, aus diesem Thatbestande nun den Schluß zu ziehen, daß alles irgendwie Hergehörige in Mischung zu verhandeln sei. Im Gegenteil, nicht nur das Einzelne, sondern auch das Ganze leidet, wenn nicht das Einzelne auch in seiner besondern Art erfaßt und behandelt

wird. Es ist heute so gut wie früher Apologie rein für sich zu treiben. Wir dürfen uns von jener richtigen Lebensbeobachtung, die uns die Komplikation der geistigen Dinge zeigt, nicht abhalten lassen, in rein geistigen Erwägungen uns auseinanderzusetzen mit den rein geistigen Strömungen, die uns umringen und unsern Glauben strittig machen; wir sollen Fleiß thun, die letzten und größten Fragen des Seins rein für sich, das heißt ohne Hineinmischung solcher Fragen, die an sich damit nichts zu thun haben, zu erörtern; nur so werden wir geschickt, Menschenseelen in ihren geistigen Nöten, ob diese nun für sich, was doch auch der Fall ist, oder mit andern Nöten komplizirt auftreten, zu dienen, Schwankende zu stärken und Fragenden den Weg zu weisen, der zu Licht und Leben führt. Wer gegen eine derartige Beschränkung der Apologie auf ihr eigentliches Gebiet den Vorwurf des Intellektualismus erhebt, der verwechselt die Reinlichkeit in der Behandlung des Einzelnen mit Einseitigkeit in der Erfassung des Ganzen.

Aber freilich, man kann Apologie als solche und zwar rein als solche treiben und doch die Sache ganz anders anfassen, als wie sie in der diese Diskussion veranlassenden Schrift angefaßt ist.

Wie Foerster sie angefaßt wissen will, sofern er sie denn doch zuläßt, das weiß ich nicht. Aber das ist klar: es gefällt ihm nicht, daß ich so, wie ich thue, von dem christlichen Glauben als einer feststehenden und unabänderlichen Größe*) rede, und zwar von diesem Glauben, ob auch in seinen schlichten Grundzügen, so doch in seiner ureignen Fülle, und einfach verteidigend für diesen Glauben eintrete. Vielleicht würde er vorziehen, daß der Apologet von den Fragen selbst, den allgemeinen Problemstellungen ausginge, davon redete oder schriebe, als wäre er selbst ein Suchender, nur daß er ein Suchender von höherer Kraft wäre, und schließlich als ein Suchender, der da findet, die Mitsuchenden zum gleichen Ziele führte. Auch wer so oder dem ähnlich verführe, triebe Apologie, und solche unterrichtende, von der Peripherie zum Zentrum führende Apologie — ich will sie kurz die heuristische nennen — kann sehr nützlich sein; sie kann an solche herankommen, die die von mir vertretne Art der Apologie — ich will sie kurz die thetische nennen — nicht erreicht. Ja es wäre schade, wenn es nicht auch eine derartige Apologie gäbe; mich selbst könnte es locken, Zeit und Vermögen dazu vorausgesetzt, eine solche pädagogische Apologie zu versuchen. Aber sie ist nicht die einzig wertvolle, nicht die einzig berechtigte, sie ist nicht einmal die nächstliegende, nicht die Apologie. Daß sich das geschichtlich rechtfertigen läßt, steht, so weit ich sehe, fest; in den hinter uns liegenden Zeiten der Christenheit und ihres Kampfes ist die Apologie, ob nun so oder so, durchweg in der Form aufgetreten, die ich als die thetische zu bezeichnen mir gestatte. Aber vielleicht war das so; was aber zuvor gewesen, schickt sich nicht mehr für heute. Vielleicht entspricht die heuristische Art besser als die thetische dem modernen Leben, vielleicht ist eben diese deshalb die Apologie unsrer Tage!

Ich glaube nicht. Zwar daß sie ihre Aufgabe hat gerade auch in dem modernen Leben, daß sich unter uns solche finden, denen zu dienen eigentlich nur sie geschickt ist, das habe ich soeben mit Lebhaftigkeit anerkannt. Aber es wäre eine Täuschung, daraus zu schließen, daß nun sie, die heuristische Apologie, recht eigentlich und allein die Apologie unsrer Tage sei.

Es gilt hier, um zur Klarheit zu kommen, vor allem die Frage zu stellen, für welche Kreise eigentlich die Apologie da ist, welche Kreise es sind, die ihrer bedürfen und nach ihr fragen. Ich glaube, daß diese Frage vielfach nicht hinreichend klar gestellt wird, und daß, wo sie halbbewußt gestellt wird,

---

*) Ich brauche wohl kaum anzumerken, daß das vom christlichen Glauben, wie er aller theologischen Bearbeitung vorausgeht, nicht von irgend einem theologischen System gesagt ist; die Identifizirung von Glaube und theologischem System ist römisch, nicht lutherisch. Wie weit wir eine überlieferte Theologie zu rektifiziren haben, ist keine Frage der Apologie, sondern eine rein interne Frage. Dabei handelt es sich höchstens in abgeleiteter Weise um die Vertretung des christlichen Glaubens in der Welt; es handelt sich hier recht eigentlich um das ureigne Interesse des Glaubens selbst.

bei ihrer Beantwortung leicht eine Täuschung unterläuft. Nicht Wenige, und auch Foerster scheint zu ihnen zu gehören, denken in erster Linie an solche, die dem Christentum fern stehen und für das Christentum zu gewinnen sind. Aber das sind nicht in erster Linie die, denen die Apologie zu dienen hat. Ihre Leute sind vielmehr in erster Linie die, die nahe stehen, im Christentum stehen, aber durch die jeweiligen Mächte ihrer Zeit in ihrem Glauben angefochten sind; die brauchen die Apologie, und die fragen nach ihr, und was die brauchen, das ist die thetische Apologie. Die Fernstehenden fragen nicht nach Apologie; die werden durchweg von ihr nicht erreicht; sie zu erreichen, müssen andre Kräfte auf den Plan treten. Die Apologie gewinnt für diese erst dann Bedeutung, wenn sie Fragende, Suchende geworden sind. Fragende, Suchende, das sind in zweiter Linie die, denen die Apologie dienen kann und soll. Nicht völlig fern Stehende, sondern diese Fragenden sind es wohl auch, die Foerster und Andre vorzugsweise im Auge haben; unter ihnen finden sich auch die, denen die heuristische Apologie dienen kann, aber ich glaube, selbst in diesen Kreisen ist die thetische Apologie die gesuchtere, handelt es sich doch zumeist um solche, die so oder so auf das Christentum aufmerksam geworden sind, in deren Seelen die Frage aufgetaucht ist, ob etwa das die Wahrheit sei.

Indes, ich verfolge das nicht weiter; ich wollte nur dem Gedanken wehren, als taugte die thetische Apologie nicht mehr für die Menschen unsrer Tage. Das Weitere muß sich ergeben aus der nähern Feststellung eben dieser thetischen Apologie. Einer nähern Feststellung bedarf sie; denn das ist freilich nicht meine Meinung, wenn ich diese als die geschichtlich gegebne bezeichnet habe, daß sie als solche unwandelbar sei, alle Zeit dieselbe. Die Art der Apologie war trotz des gemeinsamen thetischen Charakters zu verschiednen Zeiten verschieden; ja, ich halte dafür, daß sie heute eine andre zu sein hat, als noch vor einem Menschenalter. Apologie wird häufig mit dem deutschen Ausdruck Verteidigung wiedergegeben; ich selbst bediente mich seiner; auch Foerster braucht ihn; das geschieht nicht von ungefähr; die thetische Apologie trug diesen, den Charakter der Verteidigung. Das gilt noch von dem hervorragendsten Beispiel der Apologie dieses Jahrhunderts. Es liegt vor in Luthardts viel genannten und viel gerühmten Apologetischen Vorträgen. Ich freue mich dieser Vorträge; denn sie sind Vielen zum Segen geworden; wir können sie auch heute noch nicht entbehren, denn es giebt auch heute noch solche, die gerade ein derartiges Buch brauchen. Trotzdem sage ich: ich könnte sie nicht schreiben, ja ich glaube kaum, daß sie heute noch geschrieben würden, wenn sie nicht geschrieben wären, wenigstens nicht von Einem, der sein geistiges Gepräge durch die geistige Entwicklung des letzten Drittels unsers Jahrhunderts empfangen hat. In dieser Art der Apologie ist zu viel Kampf um die Außenwerke, vielleicht gar um solche, von denen doch fraglich ist, ob es Außenwerke des Glaubens sind; sie schleppt zu viel Saulsrüstung. Aber nicht nur das. Es ist überhaupt das Verteidigen des Christentums, das in uns einen Widerspruch weckt. Die Verteidigung setzt gewissermaßen voraus, daß es eine Art gemeinsames Forum giebt, gewisse übergeordnete gemeinsame Begriffe — aber wo wären die? Thatsächlich giebt es nur ein gemeinsames geistiges Gesamtleben, an dem alle geistig Mitlebenden teil haben, welche Position immer sie einnehmen; aber gleichsam eine gemeinsame Instanz giebt es nicht. Verteidigung des Christentums läuft irgendwie hinaus auf dessen Demonstration, und wir wissen nun doch, daß sich das Christentum schlechterdings nicht demonstriren läßt, und verstehen, warum das so ist. Verteidigung — darin liegt fast eine Art Zugeständnis, als hätte das, um was es sich handelt, auch seine schwache Seite. Aber solches Zugeständnis widersteht uns. Unser christlicher Glaube hat keine schwache Seite. Er steht so fest, daß er einer Verteidigung überhaupt nicht bedarf, er der Fels, an dem die Narrenschiffe aller Zeiten scheitern. Darum widersteht uns Alles, was irgendwie an die Robe eines Anwalts erinnert; wir fühlen uns wohl nur in dem kräftig geschürzten Gewande des Zeugen. Ja, das gilt es, auch in der Apologie: lediglich ein Aufzeigen des Thatbestandes und ein Zeugen von seinem Inhalt — nur in der Form geistiger Auseinandersetzung mit widerstrebenden Gedanken. Das ist auch die Apologie, auf die der Name selbst hindeutet; Rechenschaft, nicht Verteidigung ist der Grundbegriff des Worts. Das ist auch die älteste Art der Apologie, von der die Geschichte der Christenheit weiß. Das zeigt das Apostelwort, das ich als Motto auf das Titelblatt meines Buches schrieb: „Seid allezeit bereit zur Verantwortung Jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in euch ist!“ Verantwortung — das ist die Apologie, die ich vertrete, eine Rechenschaft, eine Darlegung, wie es geschehen könne, und wie es geschieht, daß wir, bekannt mit den wider das Christentum gerichteten Geistesströmungen unsrer Tage, dennoch mitten im Strom des heutigen Lebens den Christusglauben festhalten und hochhalten, in der guten Zuversicht, in ihm die Wahrheit zu besitzen. In solcher Verantwortung achten wir nur auf das Zentrum; wissend, daß mit diesem Alles steht, was wirklich zu ihm gehört, suchen wir nicht nach einer Instanz, die doch nicht vorhanden ist, sondern rechnen mit dem Gesamtleben, in dessen Strom wir thatsächlich stehen, demonstriren das Christentum nicht, stellen es auch nicht irgendwie in Frage, drängen es auch nicht irgend Jemand auf, sondern zeugen von ihm mit freudigem Herzen und gesalbtem Angesicht.

Das ist eine Art Apologie, in der das thetische Moment noch stärker geartet ist als in einer Verteidigung, und gerade von ihr nehme ich in Anspruch, daß sie dem modernen Leben nicht widerspricht, sondern gerade sie in diesem unserm modernen Leben die Dienste leisten kann, die zu leisten eine Apologie überhaupt imstande ist, das heißt die Wankenden zu stärken und den nach dem Christentum Fragenden sein Licht leuchten zu lassen. Eine solche Art der Apologie — das gebe ich zu — trägt einen stark persönlichen Charakter, und das kann unter Umständen eine Schranke sein, aber es ist nicht nur eine Schranke, auch eine Stärke; denn das, worum es sich handelt, der christliche Glaube ist trotz seiner objektiven Realität etwas durchaus Persönliches. Zu viel auf Erwägungen halten und auf Belehrungen, gerade das ist auf diesem Gebiete Intellektualismus; nicht Erwägungen und Belehrungen, sondern der feste klare Glaube ist es, an dem sich Glaube entzündet. Bekenner, nicht Fragsteller sind die rechten Apologeten. Nicht Spekulation, sondern Zeugnis zeugt — das zeigt die Geschichte. Darum — trotz aller Wertschätzung heuristischer Apologie — die aus dem Bekenntnis erwachsende, Zeugnischarakter tragende, thetische Apologie ist die nächstliegende; die, die der christliche Glaube als solcher indizirt, ist seine Apologie im eigentlichen Sinne.

Theodor Kaftan (Kiel)

Die evangelischen Kirchen und die Feuerbestattung

3

Nachdem wir einmal genötigt worden sind, uns mit dieser unserm innern Interesse fern liegenden Frage neuerdings zu beschäftigen, wollen wir es wenigstens gründlich thun.

In Württemberg hat die Angelegenheit jüngst die Gemüter lebhaft erregt. Der Stuttgarter Oberbürgermeister Rümelin, uns in guter Erinnerung von seiner Anteilnahme am Evangelisch-sozialen Kongreß her, ist gemäß seiner letztwilligen Verfügung in Heidelberg verbrannt worden. Wäre er in Stuttgart gestorben, so hätte man vielleicht den Schwerpunkt der Bestattungsfeierlichkeiten in Stuttgart in das Trauerhaus verlegt, vielleicht auch in die Leichenhalle, aber auf die Zeit vor Wegführung der Leiche nach Heidelberg. In diesem Fall hätte ein Geistlicher im Ornat amtiren dürfen, ja nach einer neuerlichen Entscheidung des württembergischen Konsistoriums hätte man kirchlicherseits dazu die Begräbnisglocke läuten dürfen, weil es sich um einen häuslichen Gottesdienst handle.

Nun handelte es sich aber um die Feier angesichts der Aschenreste. Diese kamen von Heidelberg herauf und wurden auf dem Stuttgarter Friedhof bestattet. Nach Entscheidung des Konsistoriums geht eine Beteiligung der Kirche bei der Beisetzung der Aschenreste nicht an. Die Feier fand unter sehr großem Zulauf statt. Professor Karl Weitbrecht, der Aesthetiker, studirter und ordinirter Theologe, hielt die Rede, natürlich

ohne Ornat. Kein Pfarrer war dabei; ein Prälat, der sich beteiligte, ist pensionirt, jedoch früheres Mitglied des Konsistoriums. Sämtliche Kirchenglocken wurden geläutet, aber bürgerlicherseits! Man hat nämlich in Stuttgart bei der Ausscheidung des Kirchenvermögens vor zehn Jahren ein allgemeines Mitbenutzungsrecht der Kirchenglocken durch die bürgerliche Gemeinde zugegeben, ohne die Einzelfälle näher zu bestimmen. So hatte man also thatsächlich zu einer religiösen Begräbnisfeier Alles — alles bis auf den Ornat des Redners.

In Heilbronn, wo die Bewegung für den Feuerofen besonders lebhaft gedeiht — Führer ist der dortige Landtagsabgeordnete Betz —, wurden die Geistlichen wiederholt vor schwierige Konflikte gestellt. Einmal sollten sie ein neues Urnengrab weihen; die Erlaubnis dazu gab die Behörde nicht; so that es der freireligiöse Prediger von Mannheim. In der Regel handelt es sich um Aschenbestattungen. Die zum Teil schlicht kirchlichen Anhänger der Verbrennung verstehen nicht, daß die Kirche zwar bei der Ueberführung des Leichnams zum Feuerofen mitwirkt — was sie in Württemberg anstandslos thut —, aber nicht bei der Bergung der vom Verbrennen übrig gebliebnen Leibesreste auf dem Friedhof. Es ist auch schwer zu verstehen.

Aus solchen Erfahrungen heraus hat im Kirchlichen Anzeiger für Württemberg (Nr. 48 vom 1. Dezember 1898) der als eifriger Förderer der Innern Mission bekannte Stadtpfarrer Wurster in Heilbronn seiner Stimmung Ausdruck gegeben, wie folgt:

Peinliche Lage und peinliche Widersprüche. Gestern hatte ich auf dem hiesigen Friedhof eine Beerdigung, während der sich bereits die sehr zahlreiche, meist den vornehmen Kreisen angehörige Gesellschaft sammelte, die der Beisetzung der Aschenreste eines angesehenen hiesigen Gemeinderats anwohnen wollte. Ich hatte nach Beendigung meiner Funktion keine andre Wahl als mitten durch die ganze Gesellschaft hindurchzugehen. Es war mir in hohem Grade peinlich, ich kanns nicht leugnen. Unter den Anwesenden waren, wie ich nachträglich hörte, nicht wenige, die glaubten, es werde nun doch auch zu der folgenden Beisetzung ein Geistlicher erscheinen. Sie waren enttäuscht; die Kirche geht. Die Angehörigen des genannten Gemeinderats hatten um Mitwirkung eines Pfarrers bei der Beisetzung gebeten, ebenso um den hier üblichen Gesang der Schüler; Beides mußte ihnen nach der bestehenden Ordnung verweigert werden. Wir folgen der Leiche eines Selbstmörders im Ornat und sprechen wenigstens ein Gebet, halten manchmal eine Rede dabei, Alles auf Wunsch der Angehörigen. Hat aber Jemand aus allerlei ästhetischen oder hygienischen Gründen, die man ja nicht zu billigen braucht, seine Verbrennung letztwillig gewünscht, dann wird seinen Angehörigen versagt, was man der Familie des Selbstmörders zugestanden hat. Ist das nicht ein peinlicher Widerspruch?

Die Beisetzung der Aschenreste geschah so: Militärmusik dem Zug voraus, Choralgesang des Singchors der Turngemeinde, Rede eines hiesigen akademisch gebildeten Lehrers im Auftrage der Familie, allerlei Ansprachen von Vertretern der Kollegien und Vereine, denen der Verstorbne angehört hatte, stilles Vaterunser nach Aufforderung seitens des Landtagsabgeordneten Betz, der zugleich Vorstand des Feuerbestattungsvereins ist. Wird da nicht Jeder, der über die Sache nachdenkt, Folgendes zugeben müssen: die einen Teilnehmer, die bisher nur durch lockere Fäden mit der Landeskirche verbunden waren, werden sich angesichts dieser würdig verlaufnen Leichenfeier sagen: Es geht auch so, nur daß dann vielleicht aus einem stillen Vaterunser später ein lautes und aus einer Freundschaftsrede eine halbreligiöse Ansprache eines Nichtpfarrers wird; die andern aber, die enger mit der Landeskirche verbunden sind, können über die Widersprüche, in denen sich die landeskirchliche Praxis bewegt, nicht hinwegkommen. Ich habe eine ganze Reihe Männer kirchlicher Richtung, auch Mitglieder des Kirchengemeinderats, gefragt, wie ihnen die Feier vorgekommen sei. Antwort: man könne es nicht begreifen, daß vor der Verbrennung ein Hauptgottesdienst von einem Pfarrer im Ornat gehalten werde, bei der Friedhofbestattung bei der eigentlichen offiziellen, öffentlichen Leichenfeier der Pfarrer davonlaufe; man habe bei der Beisetzung selbst ein Ewigkeitswort vermißt, weil die Nachrufe, die gehalten wurden, lediglich laudationes*) gewesen seien; warum denn die Kirche hier so streng sei und bei Trunkenbolden, Atheisten und Selbstmördern nicht; warum die Kirche jetzt die Leute, die sich verbrennen lassen, ächte, während man doch ganz gut sich denken könne, daß sie in etlichen Jahren, hauptsächlich wenn einmal in Stuttgart und Heilbronn selbst Krematorien stehen, der öffentlichen Meinung nachgeben werde.

Wahrhaftig, da sind peinliche Widersprüche. Anstoß hätte, so weit ich zu beurteilen vermag, unter der sehr großen Versammlung gestern schwerlich Jemand daran genommen, wenn der Geistliche im Ornat seines Amtes vor dem Grabe gewaltet hätte. Das Grab war da, der Sarkophag war da, der kirchliche Wille der Angehörigen war da, die kirchliche Stimmung bei der Mehrzahl der Erschienenen sicherlich auch. Die Konflikte werden nicht aufhören. Sie werden noch peinlicher

*) Lobreden.

werden. In dem Konsistorialerlaß Amtsbl. S. 4777 ist nur die amtliche Beteiligung des Geistlichen bei der Beisetzung von Aschenresten verboten. Wie, wenn ein Verwandter oder befreundeter Pfarrer oder ein Theologe, der nicht gerade im geistlichen Amte steht,*) oder ein benachbarter badischer Pfarrer gebeten wird, ohne Ornat Rede und Gebet zu sprechen, und er thuts? Kann das und will das verboten werden? Oder wollen wir riskiren, daß der Verein für Feuerbestattung sich halb oder ganz religiöse Leichenredner heranschult und gerade durch die kirchenähnliche Behandlung der Beisetzung die wirksamste Propaganda für eine Sache macht, der wir gewiß keine weitere Verbreitung wünschen, von der aber Manche bis jetzt vielleicht gerade auch der Anschein der Kirchenfeindlichkeit abgeschreckt hat?

Es ist das erste mal, daß in der evangelischen Kirche eine zugestandnermaßen dogmatisch indifferente Sitte zum Merkmal der Zugehörigkeit zur Kirche**) oder wenigstens zum Grund der Verweigerung kirchlicher Ehrenrechte, wenn man den Ausdruck gebrauchen darf, gemacht wird. Halten wird sich diese Stellungnahme aus innern und äußern Gründen nicht lassen. Die Feuerbestattungsvereine und die letztwilligen Verfügungen, die die Kremation anordnen, nehmen zu. Da es sich bis jetzt hierbei um vermöglichere und angesehene Leute handelt, werden die Leichenfeiern gewöhnlich zahlreich besucht sein. Wir werden immer häufiger in solche persönliche Konflikte kommen wie ich gestern, immer häufiger den Widerspruch empfinden bei der Behandlung der Angehörigen eines Selbstmörders und eines Feuerbestattungsfreundes. Und nachgeben wird die Landeskirche schließlich doch. Wird sie in der Zwischenzeit gewinnen oder verlieren, wenn sie auch bei der Beisetzung ihre Mitwirkung verweigert? An Einem Punkte, bei der Hausandacht vor der Verbrennung, hat die Kirche nachgegeben; mir schiene es klüger, sie würde auch auf dem Friedhof nachgeben, so lange die überwiegende Mehrheit der Beteiligten die Mitwirkung des Geistlichen bei der Beisetzung wünscht, und das ist thatsächlich der Fall. Wir predigen den Lebendigen und nicht den Toten.

Gewiß ist es nur eine Frage der Zeit, daß die evangelische Kirche sich der Totenverbrennung gegenüber zurecht findet, und nicht nur in Württemberg. Doch bleibt es auffallend, daß man gerade in Württemberg nicht bereits weiter gekommen ist. Ein dortiger Freund hat sich zur Aufgabe gemacht, gerade auch kirchliche Leute nach ihrer Meinung über die Sache zu befragen. Er fand unter Geistlichen und Laien nur einige Wenige, die an einer Beteiligung der Kirche bis zur Aschenbestattung Anstoß nahmen: das waren meist Theologen Beckscher Richtung, die von dem Beck-Kübelschen geistleiblichen Auferstehungsgedanken beherrscht in der Verbrennung eine Zerstörung des dank dem Abendmahlsempfang u. s. w. bereits in der Bildung begriffnen neuen Leibes sehen. Solche dogmatisch-religiöse Bedenken soll man ehren und weder Pfarrer noch Gemeindeglieder zum Feuerdienst zwingen. Aber eine derartige prinzipielle Stellung wird sich doch nur selten finden. Der Kirchliche Anzeiger für Württemberg hat den oben wiedergegebnen Artikel Wursters zwar nur mit redaktionellem Vorbehalt abgedruckt, aber in dem Evangelischen Kirchenblatt, das eine streng konservative Richtung vertritt, hat der Herausgeber Dekan Römer in mehreren Aufsätzen den Standpunkt eingenommen: Verwesung oder Verbrennung gilt uns als Christen gleich, wir haben einfach den Leib den Elementen zu übergeben; Feuer ist auch ein Element.

Also bedarf die Frage einer Antwort, weshalb in Württemberg die offizielle Kirche noch nicht weiter voran ist.

Nun die jetzige Gesetzgebung erklärt sich leicht, wenn man bedenkt, daß erstens in der württembergischen Synode die konservativ-pietistischen Kreise vorwiegend vertreten sind, und daß diese sich bisher den Ernst der Frage klar zu machen noch nicht den Anlaß gefunden haben. Man klebt mit echt epigonenhafter Treue auch in Württemberg an der Sitte, statt aus dem Evangelium die Kraft zur Freiheit zu schöpfen. Schrempf hat eben doch darin Recht, daß nur zu oft Pietät die Stelle der Religion vertritt. Aber ein zweiter Grund tritt leider noch hinzu. Die Staatsregierung fürchtet das Zentrum. Die Kammer würde sich vermutlich jetzt, zumal unter dem Eindruck des Falles Rümelin, für die Errichtung von Krematorien aussprechen (womit für die Landeskirche die Frage entschieden wäre, denn eigensinnig kann sie dann nicht sein!); aber das Zentrum, das insbesondre die Erste Kammer beherrscht, wird den stärksten Druck auf die Regierung üben, unterstützt höchst wahrscheinlich von den Rittern und Prälaten.

Wie unklug ist es doch vom staatlichen wie vom evangelisch-

*) Wie alsbald bei Rümelins Bestattung.

**) Von uns gesperrt.

kirchlichen Standpunkt, daß man dem Eifer der Feuerfreunde diesen Widerstand bietet! Man gebe den Leuten frei, zu verwesen, wie sie wollen, und die Bewegung wird in ruhige Bahnen einlenken, der Fanatismus hüben wie drüben wird keine Nahrung mehr haben, und das Reich Gottes wird wahrlich keinen Schaden leiden, wenn der Geistliche auch in den darin noch zurückgebliebnen Landeskirchen am Feuerherd seines Amtes wartet wie am Grabe.

Ueber die rechte Art, unsre toten Leiber aus dem Umkreise des Lebendigen zu schaffen, mag man mit weltlicher Klugheit zu streiten fortfahren, so lange man will; wer religiös-kirchliche Gründe zur Mitentscheidung einführt, arbeitet, ob auch wider Willen, an der Verdunkelung der hellen Wahrheit des Evangeliums und an der Verwirrung des christlichen Gewissens. Die Sache ist völlig spruchreif; wenn die Eisenacher Konferenz im vorigen Jahr den rechten Spruch nicht gefunden hat, so appelliren wir an die höhere Instanz in unsrer Kirche, an die Gemeinde aller wahrhaft lebendigen Christen.

Es wäre aber schön und groß, wenn die Männer der Eisenacher Kirchenkonferenz sich zu einer baldigen Revision ihrer unhaltbaren Meinung entschließen wollten. Ihnen dazu den Weg zu bereiten, ist die Pflicht vornehmlich der evangelisch-kirchlichen Presse aller Richtungen. R

Landwirtschaftliche Forderungen und agrarische Ansprüche

2*)

Wie wünschenswert es mir aber auch scheinen mag, daß die Pfarrer Landwirte seien, so weiß ich doch, daß der Zug der Zeit in einer ganz andern Richtung geht, sowohl bei den Kirchenbehörden als bei den Pfarrern. Man mag das bedauern, kann aber vorläufig wenig oder nichts daran ändern. Es ist selbst zweifelhaft, ob die Zukunft eine Aenderung bringen wird; in Preußen wenigstens ist die Besoldungspolitik stark an der Arbeit, alle Brücken abzureißen, die den Pfarrer in die Landwirtschaft zurückführen könnten. Wenn die einflußreichen Großgrundbesitzer dagegen Stellung nähmen, so thäten sie ein gutes Werk. Ich wenigstens kann nicht anders urteilen, als daß der Landpfarrer in dem Maße seiner Gemeinde entfremdet wird, als er seinen Haushalt und seine Lebensweise nach städtischem Zuschnitt einrichtet.

Es will mir scheinen, daß sich die Landlehrer fast noch mehr der Landwirtschaft entfremdet haben als die Landpfarrer. Allerdings ist dies landschaftlich sehr verschieden, vielleicht auch konfessionell. Und es wird nicht schwer sein, Tausende von Lehrern aufzuzählen, die selbst Landwirtschaft treiben. Aber die größere Mehrzahl würde doch wohl das Schulland lieber heute als morgen abgeben. Es ist das auch begreiflich. Die Landdotation ist wohl in der Regel so klein, daß es sich nicht lohnen würde, ständige Arbeitskräfte darauf zu halten. Die Bestellung des Ackers gegen Ackerlohn kommt aber zu teuer und wird auch meist nicht gut ausgeführt. Der Lehrer müßte also selbst Hand anlegen, wenn er mit Nutzen Landwirtschaft treiben wollte. Und dazu hat er keine Zeit, selbst wenn er sich der Handarbeit nicht schämen wollte.

Schwerer wiegt, daß namentlich unter den jüngern Lehrern auch das Interesse an der Landwirtschaft und am ländlichen Leben im Abnehmen begriffen ist. Der Zug in die Städte ist ein deutliches Anzeichen dafür. Denn es ist doch nicht lediglich die Sorge für die Fortbildung der Kinder, die den Lehrer in die Stadt treibt. Ich habe noch keinen einzigen Lehrer gefunden, der das Land der Stadt vorgezogen hätte, auch unter den Idealgesinnten nicht. Dementsprechend wird wohl auch die Beziehung des Unterrichts auf das ländliche Leben oft zu wünschen übrig lassen. Allerdings ist Niemand in der Lage, hierüber ein allgemeines Urteil abzugeben. Die Meinung beruht hier vorwiegend auf Gefühlseindrücken und Schlußfolgerungen. Es besteht aber für den Lehrer wenig innere Nötigung, sich um seiner Wirksamkeit willen enger in die Eigenart seiner Gemeinde einzuleben. Abgesehen von einigen Dialektschwierigkeiten kann er in der Dorfschule genau so unterrichten wie in der Seminarübungsschule. Er thut es wohl auch meist; denn die Leitfäden sind ja überall gleich. Wollte der Lehrer jeden einzelnen Schüler nach seiner Eigenart behandeln, so würde sich hieraus allerdings die Nötigung ergeben, das Haus aufzusuchen; aber diese individuelle Behandlung tritt in den überfüllten Klassen von selbst in den Hintergrund. Und vom erziehlichen Unterricht halte ich nicht viel; d. h. ich würde sehr viel davon halten, wenn er da wäre. Ich habe den Eindruck, daß er in der Praxis bei weitem nicht die Beachtung findet wie in der Theorie. Erziehliche Wirkungen übt ja der Lehrer ganz von selbst aus; aber etwas andres ist es doch um eine planmäßige Erziehung. Ich kenne hervorragende Meister dieser Kunst; aber die Regel bilden sie nicht. Es sind auf allen Gebieten immer nur wenige, die dem Ideal mit nachhaltigem Eifer nachstreben. Die heutige Volksschule giebt ihren Schülern eine gewisse Summe von Kenntnissen und Fertigkeiten mit; weiter kommt sie im Durchschnitt nicht. Dazu ist aber nicht erforderlich, daß der Lehrer in den Lebensverhältnissen seiner Gemeinde besonders heimisch werde. So wird denn auch an manchen Stellen gar nicht gewünscht, daß der Lehrer sich auf zu vertraulichen Fuß mit seinen Gemeindegliedern stelle; und mancherlei Konflikte und Gefahren mahnen ohnedies zur Zurückhaltung. Aus Allem ergiebt sich, daß der Lehrer in seinem Beruf, so wie er in der Regel aufgefaßt und versehen wird, nur geringe Nötigung findet, mit der wirtschaftlichen und sozialen Eigenart seiner Gemeinde enge Fühlung zu halten. Und da der Durchschnittsmensch in jeder Lebensstellung nicht über das hinauszugehen pflegt, wozu sein Beruf ihn nötigt, so liegt der Schluß nahe, daß im großen und ganzen die ländliche Volksschule den ländlichen Verhältnissen nicht so angepaßt sein wird, wie sie könnte und sollte. Sie wird eher eine isolirte Anstalt im Dorfe als ein Glied im Organismus der Landgemeinde sein. Uebrigens steht es mit der Kirche nicht besser.

Ich habe mich so vorsichtig wie möglich ausgedrückt; denn ich will nicht urteilen und verurteilen, sondern nur Anregung zum Nachdenken und zur Selbstprüfung geben. Ich persönlich habe große Sorge, ob der städtische Pfarrer und der städtische Lehrer von heute dem Lande das sein werden, was der Dorfpastor und der Dorfschulmeister ihm früher gewesen sind: damals, als sie noch wirtschaftlich der Landbevölkerung eingegliedert waren. Denn daß die Gemeinschaft der wirtschaftlichen Interessen ein guter Kitt ist, kann man behaupten, ohne einem materialistischen Geschichtsprinzip zu huldigen. Ich möchte aber dem Lande diese Helfer gern erhalten sehen, weil ich den Acker und die Leute darauf liebe, weil ich stolz bin auf die kernhafte und eckige Eigenart unsers Bauernstandes, soweit sie noch vorhanden ist, und weil trotz allem Aufschwung der Industrie die Landwirtschaft in unserm Staatsgefüge dauernd nötig bleibt.

Die Interessen begegnen sich hier. Die Religion sowohl wie die Erziehung ist am wirksamsten im Individuellen. Darum soll sich der Pfarrer in seine Bauern einleben und der Lehrer in seine Bauernkinder. Dies wird immer am besten durch praktische Beteiligung an der Landwirtschaft geschehen; jedenfalls aber muß Herz und Sinn für die Landwirtschaft aufgeschlossen sein. Und die Bauern wiederum haben den Pfarrer und den Lehrer auch als Beistand und Berater in ihren landwirtschaftlichen Berufsanliegen nötig, weil diese die Intelligenz im Dorfe vertreten. Ohne Intelligenz kann aber die Landwirtschaft ihrer schweren Nöte nicht Herr werden. Um nur ein Beispiel anzuführen, so ist das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen in vielen Gegenden ohne die Intelligenz des Pfarrers und Lehrers einfach nicht lebensfähig. Was dies aber bedeutet, wird man daraus abnehmen, daß z. B. in meiner Gemeinde hauptsächlich infolge des Genossenschaftswesens die Erträge des Ackers sich etwa verdoppelt und die Erträge des Stalles sich vermutlich mehr als verdoppelt haben; in einer Zeit von etwa acht Jahren. Von der Schule insbesondre kann die Landwirtschaft noch fordern, daß die Lehrbücher und der Unterrichtsbetrieb in der Auswahl des Stoffes und der Beispiele sich eng an das Landleben anschließen. Der Unterschied zwischen Stadt- und Landschulen muß

*) Vgl. Nr. 15.

noch viel mehr beachtet werden. Dafür sind dann aber auch günstigere Arbeitsbedingungen für die Landlehrer zu fordern.

Was hier dem Pfarrer und dem Lehrer zugemutet ist, entspricht teils der allgemeinen Regel, daß jede Berufsthätigkeit der Eigenart der Verhältnisse gerecht werden muß, wenn sie Erfolg haben soll. Teils ist es eine außerordentliche Bethätigung der christlichen Nächstenliebe, die zwar über die Grenzen des Berufes hinausgreift, aber durch die besondern Umstände zur Pflicht wird. Dabei bleibt in jedem Falle vorbehalten, daß die eigentlichen Berufspflichten nicht verkürzt werden.

Nach diesen selben Grundsätzen erweisen sich nun aber eine Reihe von Ansprüchen auf seiten der Landwirtschaft als unberechtigt. Man möchte die Schulkinder als billige Arbeitskräfte stets zur Verfügung haben; das ist mit der Aufgabe der Schule nicht zu vereinigen. Wenn auch billige Rücksicht auf Erntezeit und Witterungsverhältnisse genommen werden mag, so muß doch in erster Linie feststehen, daß die Kinder für die Schule da sind. Man möchte am liebsten die Arbeiterkinder dumm halten, damit sie nicht zur Industrie Geschick und Lust bekommen; das wäre ein Unrecht gegen die Kinder, denn die Schule darf ihnen nicht die Möglichkeit eines bessern Fortkommens versperren. Sie ist dazu da, die Kinder vorwärts zu bringen. Man möchte den Kindern Scheuklappen anlegen, damit sie die Vorzüge andrer Lebensverhältnisse nicht sehen; das wäre gegen die Wahrhaftigkeit. Pfarrer und Lehrer sollen die Berufswahl der Kinder dahin beeinflussen, daß sie auf dem Hofe bleiben; sie werden sich mit gutem Grund weigern, die Verantwortung dafür auf sich zu nehmen. Sie sollen, derb ausgedrückt, die Leute aufzäumen, damit der Gutsherr sie reiten kann; und dafür müssen sie danken. Den Klasseninteressen der ländlichen Besitzer zu dienen, haben sie keinerlei Anlaß.

Und ebenso wenig ist es ihre Sache, in dem Streit zwischen Landwirtschaft und Industrie von Berufs wegen Partei zu ergreifen. Nahe genug wird ihnen dies allerdings gelegt. So hörte ich noch vor kurzem, wie sich ein katholischer Herr darüber beklagte, daß die Geistlichen des Zentrums sich nicht mehr der Landwirtschaft annähmen; ein Bauer und Landarbeiter sei doch gegen die Kirche viel gehorsamer als ein Industriearbeiter. Es ist die allgemein verbreitete Meinung, daß die Landwirtschaft ebenso für Kirche und Religion wie für Volkssitte und Moral bessere Garantien böte als die Industrie. Und diese Meinung sollen Pfarrer und Lehrer berufsmäßig teilen und vertreten. Dieser Anspruch ist aber nicht berechtigt.

Ich habe hier seit längeren Jahren die beste Gelegenheit gehabt, die Richtigkeit jener Meinung zu prüfen. Zu meiner Gemeinde gehört ein großes Dorf, in dem fast ausschließlich der Großgrundbesitz vertreten ist. Es hat nicht einmal eine Gemeindeverfassung, sondern besteht nur aus fünf selbständigen Gutsbezirken. Die Bewohner sind zum Teil landwirtschaftliche Arbeiter und zum größern Teil abwandernde Maurer. Ein andres Dorf meiner Gemeinde umfaßt ausschließlich bäuerlichen Besitz; auch hier wird die Mehrzahl der Einwohner durch abwandernde Maurer gebildet. Das Ergebnis meiner Erfahrungen ist nun dies.

Die landwirtschaftlichen Arbeiter sind zum größten Teil ein totes Element im kirchlichen Organismus. Die Bauern bilden den beharrenden Teil im kirchlichen Gemeindeleben. Die Industriearbeiter in bäuerlicher Umgebung sind ebenso kirchlich wie die Bauern, haben aber mehr Interesse für die religiösen Streitfragen. Dabei macht es gar keinen Unterschied, ob ein Industriearbeiter Sozialdemokrat ist oder nicht. Nur ganz vereinzelt finden sich solche, die die religionsfeindliche Stimmung der Sozialdemokratie zur Schau tragen; aber solche Personen giebt es ebenso auch unter den Bauern und Gutsherrn. Das ist individuell und hat mit dem Beruf nichts zu thun. Ich ziehe daraus folgenden Schluß. Im Interesse der Religion und Kirche habe ich keinen Anlaß, den landwirtschaftlichen Großbetrieb zu stärken; ja ich würde es für gewissenlos halten, einen Jungen zum Hofdienst zu veranlassen. Bauern und Industriearbeiter sind für den Organismus der Kirchengemeinde gleich willkommen; eine Mischung derselben ist geradezu erwünscht, damit sich aus den beharrlichen und den treibenden Kräften ein gesunder Fortschritt ergebe.

Dies ist das Ergebnis begrenzter Erfahrung. Es ist aber

dabei zu beachten, daß unsre Industriearbeiter zum Winter immer wieder in die ländliche Heimat zurückkehren, und daß unsre Bauern kleine Besitzer sind, die selbst den Pflug führen. Wie es in reinen Industriebezirken steht, weiß ich nur von Hörensagen. Ich möchte aber nach Analogie meiner Erfahrungen vermuten, daß auch dort die Arbeiter bei der Religion und Kirche festzuhalten wären, wenn ihre Geistlichen ängstlich jeden Schein mieden, als ob sie im Namen der Religion ihren wirtschaftlichen und sozialen Bestrebungen entgegen wären. Daß es aber auch Bauerndörfer giebt, die kirchlich völlig tot sind, ist ja ebenfalls bekannt. Und endlich giebt es auch Gutsherren, die mit ihren Leuten das Reich Gottes bauen. Man muß also sagen, daß an sich weder die Landwirtschaft noch die Industrie größere oder geringere Garantien für Kirchlichkeit, Religion und gute Sitte bieten. Es kommt hier viel auf persönliche, örtliche und volkstümliche, auch geschichtliche Verhältnisse an, die ein allgemeines Urteil nicht zulassen. So viel steht mir aber fest, daß ich die Zumutung, Kirche und Schule sollten grundsätzlich die Landwirtschaft bevorzugen, schlichtweg als agrarische Anmaßung zurückweise.

Gustav Habermann

Die Hauptträger des Friedensgedankens in der Gegenwart

1. Bertha von Suttner

Bertha von Suttner hat das große Verdienst, in den bürgerlichen Kreisen Oesterreichs und Deutschlands dem Friedensgedanken die erste breitere Bahn gebrochen zu haben. Es geschah 1889 mit einem einzigen Buche, ihrem Roman: Die Waffen nieder!*) Seinen Inhalt bildet die Lebensgeschichte einer Oesterreicherin (aber nicht Berthas von Suttner selber), die durch schwerste Schicksale zur glühenden Anhängerin des Friedensgedankens wird. Als siebzehnjährige Baronesse heiratet sie 1857 einen österreichischen Kavallerieoffizier. Er fällt 1859 im Feldzuge gegen Italien. Sein Tod macht in ihr den ersten Haß gegen den Krieg lebendig. Nach Jahren der Trauer heiratet sie zum zweitenmal, abermals einen österreichischen Offizier. Er ist mit ihr einig in der Verurteilung der Barbarei des Kriegs und muß dennoch in sie hinein: 1864 nach Dänemark, 1866 nach Böhmen. Er wird in beiden Feldzügen verwundet. Nach 1866 nimmt er seinen Abschied, geht mit ihr nach Paris, um von dort gemeinsam mit ihr Propaganda für das Friedensideal zu machen. Da kommt 1870/71 und die Belagerung von Paris. Krankheit hält sie in der belagerten Stadt zurück, in der er schließlich, durch einen unglücklichen Zufall als Spion verdächtigt, erschossen wird. Dieser letzte Krieg hat das Lebensglück der Oesterreicherin für immer vernichtet.

In diesen in der That ungemein geschickt gefügten Rahmen hat Bertha v. Suttner ihren leidenschaftlichen Protest gegen den Krieg hineingegossen. Um ihn sofort und mit einem einzigen Worte zu charakterisiren: es ist der Protest des Weibes gegen ihn. Das Weib, die Braut, die Gattin, die Mutter und Tochter bäumt sich auf gegen seine eiserne, blutdürstige Grausamkeit. Sie schildert das Glück der ersten Liebe, der jungen Ehe; die Sorge um den geliebten Gatten vor Ausbruch des Kriegs, den Jammer beim Abschied, das aufreibende Fieber des Harrens auf Nachricht vom Kriegsschauplatze, die furchtbare Gemütsbewegung bei der Todeskunde, die lange, öde Trauerzeit. Sie läßt sich alle diese Not dann in der zweiten Ehe ein- oder mehrmals wiederholen, nicht als bloßen Abklatsch der ersten, sondern als neue Not, ganz anders geartet, viel tiefer empfunden, verdoppelt und verdreifacht, weil von einer viel Glücklicheren und Reiferen erlebt. Schmerz auf Schmerz häuft sie vor unsern Augen; alle Seelenqualen der Soldatenfrau erleben wir mit, in fortwährender Steigerung und Spannung bis zu Ende. Und es giebt in der That kaum eine weibliche Empfindung, sicher keine weibliche Leidenschaft, die sie nicht weckt als fanatische Zeugin gegen

*) Die Waffen nieder! Eine Lebensgeschichte von B. v. Suttner. Volksausgabe. 25. Tausend. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson, 1897. 300 S. 2 Mk.

den Krieg. Am Schlusse des Romans ist es dem Leser plausibel: groß ist die Kriegsnot, am größten aber für das Weib; das Weib zahlt schließlich die allerhöchsten Kosten für den Krieg. Und darum hat jedes Weib ein Recht, mit jeder Faser seiner Seele gegen ihn zu protestiren, mit aller Leidenschaft zu schreien und zu schreien: die Waffen nieder — wie eben Bertha von Suttner selber es zuerst gethan hat.

Mehr aber als dies, als den Protest des Weibes gegen den Krieg, enthält eigentlich ihr Buch nicht. Das ist sein einziger Zweck. Nichts oder doch beinahe Nichts von einem Friedensprogramm. Schiedsgericht und Abrüstung werden wohl auch manchmal erwähnt, aber nur nebenbei gefordert. Nichts auch, oder doch beinahe Nichts von nüchternen politischen, militärisch technischen oder gar sozialpolitischen und ökonomischen Gesichtspunkten gegen den Krieg. Das Buch versagt in dem Moment, wo man, von seinem Inhalt aufgerüttelt, Ernst mit ihm gegenüber den harten Thatsachen des politischen Lebens machen will. Es hat hohen agitatorischen, aber beinahe keinen programmatischen Wert.

Darum hat man das Buch so vielfach verhöhnt. Sehr mit Unrecht. Denn man hat ihm Absichten und Zwecke untergeschoben, die es nicht verfolgt. Darum hat man erst recht seine Verfasserin angegriffen, verspottet, zum Schweigen gerufen. Vollends mit Unrecht. Denn die Friedensbestrebungen Berthas von Suttner erschöpfen sich nicht in diesem ihren Protestromane. Sie weiß mehr als zu protestiren. Auch sie hat ein Friedensprogramm; es ist das der sogenannten Friedensgesellschaften, deren in beinahe jeder Nation eine besteht. Bertha von Suttner ist die Präsidentin der österreichisch-ungarischen Abteilung und als solche in engster Fühlung mit der deutschen. Wer die Suttnerschen Friedensbestrebungen wirklich würdigen will, muß die der Friedensgesellschaften sich ansehen.

2. Die Friedensgesellschaften

Schon die Motive, die die Friedensgesellschaften zum Kampfe gegen den Krieg treiben, sind andre und zahlreichere als das eine, das dem Suttnerschen Romane zu Grunde liegt. Hier ein ausschließlich gefühlsmäßiges und einseitig weibliches, dort doch mehr männliche, allerdings gefühlsmäßig verwandte Motive: jeder Krieg ist ein Verbrechen an dem heiligen Geiste der Menschheit, ein Verstoß gegen alle menschliche Kultur und Zivilisation, ein Hindernis der Höherentwicklung des Menschengeschlechts, im schroffsten Widerspruch gegen Religion, Sittlichkeit und Volkswohlfahrt, das ärgste Verrohungsmittel des Einzelnen und ganzer Völker; wer an das Gute im Menschen glaubt und es fördern will, muß den Krieg verdammen; das menschliche Ideal und die menschliche Vernunft verwerfen ihn gleicherweise. Es sind also lauter humanitäre, ethische und religiöse, mit einem Worte philosophisch-idealistische Motive, die hier wirksam werden. Praktische, aus der allgemeinen politischen, wirtschaftlichen und militärisch-technischen Situation erwachsene Gesichtspunkte, wie wir sie nachher als Obermotive finden werden, fehlen noch, haben jedenfalls für die Motivirung der Position und Arbeit der Friedensgesellschaften von Anfang an geringes Gewicht gehabt und gewinnen erst neuerdings, durch Einflüsse von außen her, auch für sie wachsende Bedeutung. Die abstrakte, idealistisch-humanitäre Betrachtung ist das Grundmotiv und der Grundcharakter der bisherigen, wenigstens der deutschen Friedensgesellschaft gewesen. Immerhin ist sie natürlich eine viel umfassendere und gründlichere Motivirung als die rein weiblich-egoistische des Suttnerschen Romans, die auf die Dauer nur für Frauen Triebkraft genug besitzen kann.

Einen noch größern Fortschritt über das Suttnersche Buch hinaus bedeuten die Friedensgesellschaften in Betreff des Ziels, das sie verfolgen. Ja, sie sind es, die im Gegensatz zu jenem Roman überhaupt erst für bürgerliche Kreise ein bestimmtes Ziel ihrer kriegsfeindlichen Operationen aufstellten. Sie verwandelten den bloßen Protest des Weibes gegen den Krieg in die feste Forderung auf Herbeiführung des ewigen Friedens in der Kulturmenschheit. Sie verlangen damit kurz und bündig nicht mehr und nicht weniger als unbedingte, garantirt sichere Abschaffung aller Kriege für alle Zeiten.

So sehr das nun als Formulirung überhaupt eines Ziels der Friedensarbeit zu schätzen ist, so tritt doch auch hierin wieder der einseitig abstrakt-idealistische Charakter der Friedensgesellschaften deutlich zu Tage. Gewiß, vom Standpunkte rein theoretischen und philosophischen Denkens aus, bei Betrachtung der menschheitsgeschichtlichen Gesamtentwicklung kommt man schließlich zu dieser Forderung als letzter und höchster, als dem letzten Ideal, das wahrscheinlich einst auch einmal seine Verwirklichung finden wird. Aber wann wird dieses Einst Gegenwart und Wirklichkeit werden? Sicher allerfrühestens in Jahrhunderten. Und was geschieht bis dahin? Welches sind die Unterziele, die als Etappen auf dem Wege zum letzten Ziel vorher formulirt und erstrebt werden müssen, und deren Erreichung schon ein Glück sein wird? Diese Fragen zu beantworten haben die Friedensgesellschaften bis vor kurzem unsers Wissens unterlassen. Und sie haben es gerade dadurch mit verschuldet, daß man sie lange Zeit so wenig wie Bertha von Suttner ernst nahm, als Träumer und Schwärmer, Enthusiasten und Idealisten geringschätzig mißachtete.

Die gründlichste Ergänzung zum Suttnerschen Buche geben die Friedensgesellschaften aber in den Mitteln und Wegen, auf denen sie ihrem einen idealen Ziele nahe zu kommen hoffen. Sie bilden das erste Friedensprogramm der bürgerlichen Kreise überhaupt. Es enthält etwa drei Punkte. Man will erstens durch unablässige Agitation in Wort und Schrift, in Presse und Litteratur, in Versammlungen und Vereinen, in Schule und Haus den in ihren Augen gänzlich barbarischen, sogenannten kriegerischen Geist unterdrücken und eine immer tiefere und ernstere Friedensgesinnung namentlich in der heranwachsenden Jugend wecken; man will zweitens das internationale Schiedsgerichtssystem ausbilden, beginnend mit Schiedsgerichten für den einzelnen Fall, fortschreitend zu dauernden Schiedsgerichtsverträgen, endend in einem ständigen internationalen Schiedsgerichtshofe; und man will drittens eine allmähliche möglichst gleichmäßige Abrüstung der Staaten herbeiführen.

Was den ersten der drei Programmpunkte betrifft, so ist an ihm sicher Nichts auszusetzen. Die systematische Bearbeitung der öffentlichen Meinung, die Bekämpfung aller chauvinistisch-kriegerischen Stimmung, die Erweckung einer wahrhaftigen friedlichen Gesinnung, die noch keine weibisch-weichliche und kraftlose zu sein braucht, ist die erste und unerläßliche Voraussetzung aller erfolgreichen Bekämpfung der Völkerkriege. Hier haben die Friedensgesellschaften den unbedingt richtigen und praktischen Weg eingeschlagen. Nicht das Gleiche kann man von den zwei andern Punkten, Schiedsgericht und Abrüstung, sagen. Hierin schießen sie, wie in der Formulirung des Ziels eines ewigen Friedens, über das für lange Zeit Mögliche deutlich wieder hinaus. Es giebt gegenwärtig noch Existenzfragen, die durch kein Schiedsgericht, sondern nur im scharfen Interessengegensatz zu den andern Völkern, also auch durch Krieg, entschieden werden können. Und Abrüstung wird stets erst die letzte Folge des erreichten und gesicherten allgemeinen Friedens, nicht aber ein Mittel ihn herbeizuführen sein. In diesen beiden Punkten tritt der abstrakt-theoretische Charakter der Vereine wieder deutlich zu Tage.

Noch klarer wird das Gesagte, wenn man bedenkt, wie die Friedensgesellschaften im Einzelnen dies Schiedsgericht schaffen wollen. In Wahrheit nämlich aus sich selber heraus, durch Abhaltung großer internationaler Friedenskongresse, jährlicher Friedenskonferenzen von Parlamentariern aller Länder und durch die Thätigkeit des von ihnen errichteten internationalen Friedensbüreaus. Aus Letzterem vor allem, das jetzt in Bern seinen Sitz hat und von da aus in allen drohenden Kriegsfragen sich aus eigner Befugnis an Höfe und Regierungen mit Vermittlungsvorschlägen wendet, soll das Schiedsgericht sich entwickeln! Aus einer Privatorganisation also, ohne organische Verbindung mit der Diplomatie der Länder, die doch alle Macht hat, während jenes Büreau so gut wie keine diplomatische Macht und wenig diplomatische Fähigkeiten besitzen kann! In der That — eine unpraktische, zur Zeit gänzlich unausführbare Sache, ein abstrakt-idealistischer Gedanke, wie er dem sonstigen bisherigen Charakter der Friedensgesellschaften nur zu gut entspricht.

3. Der Zar

Neben Bertha von Suttner und den Friedensgesellschaften steht als Friedenskündiger heute der Zar. Welches sind für diesen die Motive gewesen, das zu werden?

Aus Aeußerungen der Frau von Suttner geht hervor, daß sie selber und ihr Roman ein solches Motiv gewesen ist. Bei dem Zaren scheint dies übrigens besonders plausibel. Wird er doch allgemein als eine stille, schüchterne, zart konstitutionirte, etwas weibliche Natur geschildert. So konnte der leidenschaftliche Protest des Weibes gegen den Krieg in der That gerade auf ihn besondern Eindruck machen. Neben der Suttner haben dann sicher die Friedensgesellschaften mit ihren ethisch-humanitären Gesichtspunkten auf ihn eingewirkt. Auch das erklärt sich aus seinen besondern Charaktereigenschaften nicht nur, sondern geht deutlich aus dem von ihm selber verfaßten Wortlaut seiner Friedenskundgebung hervor. Auch in ihm kommt das ethisch-humanitäre Motiv, das ja häufig ein Charakterzug aufgeklärter Selbstherrscher ist, scharf zur Geltung; selbst einzelne beliebte Schlagworte der Friedensgesellschaften, wie Zivilisation, Volkswohlfahrt, Prinzipien des Rechts und der Gerechtigkeit, kehren darin und zwar mehrfach wieder; ja das Manifest geht in seinem Anfange geradezu von dem Ideal und Programm der Friedensgesellschaften, der „Aufrechterhaltung des allgemeinen Friedens und einer möglichen Herabsetzung der übermäßigen Rüstungen" aus. Dazu kommt, wenn nicht Alles trügt, für den Zaren als ein drittes Motiv wohl eine Art Rivalitätsbestreben mit dem deutschen Kaiser, der vor nun etwa zehn Jahren ja auf sozialem Gebiete eine ähnliche Kundgebung erließ und sich dadurch ein gut Stück allgemeiner, internationaler Popularität erwarb.

Dennoch sind bei dem Zaren diese drei, mehr persönlichen und ethisch-humanitären Gesichtspunkte nicht die einzigen Motive gewesen. Neben sie treten andre ausschließlich sachliche, nüchterne, aus der kaltblütigen Betrachtung der Wirklichkeit sich ergebende. Und in ihnen liegt der eine große Fortschritt, den wiederum das zarische Vorgehen seinerseits dem der Suttner und der Friedensgesellschaften gegenüber bedeutet. Der Zar appellirt nicht nur, wie diese, an den Idealismus der Menschen und Staaten, sondern noch viel mehr an ihren Egoismus, nicht nur an ihr Herz, sondern noch vielmehr an ihren Kopf. Er führt, neben den bereits genannten ethisch-humanitären und idealistischen, auch militärische, volkswirtschaftliche und politische Gründe gegen den Krieg ins Feld, weist auf den logischen Widerspruch zwischen den Friedensabsichten und den Kriegsrüstungen hin und — überzeugt dadurch Leute, die auf den bloßen Appell an ihr Empfinden nicht reagiren würden. Hierbei soll das Werk des russischen Staatsrats von Bloch*) für den Zaren von bestimmendstem Einfluß geworden sein, das in sechs großen Bänden auf das eingehendste den zukünftigen Krieg in seiner militärischen, sozialen und politischen Bedeutung würdigt und mit unendlichem Fleiß und größter Vollständigkeit alles einschlagende Material zusammengetragen hat: wer im Kriege gegen den Krieg irgendwie mitkämpfen will, muß sich mit seinem Inhalte wohl vertraut machen; wer es nur flüchtig kennen lernen will, lese wenigstens den Auszug daraus, den das Münchner Komitee für Kundgebungen zur Friedenskonferenz soeben herausgegeben hat.**)

Schließlich will man auch noch von einem letzten, wiederum ganz andern Motiv wissen, das auf das Vorgehen des Zaren bestimmend eingewirkt haben soll: der Hintergedanke, daß man die Völker und ihre Regierungen friedenstrunken und friedensschläfrig machen müsse, wenn Rußland seine großen Pläne in Zukunft verwirklichen können soll und damit es sie im Trüben verwirklichen könne. Es ist aber nicht wahrscheinlich, jedenfalls durch Nichts erwiesen, daß der Zar diesen perfiden Hintergedanken wirklich hatte, annehmbarer schon, daß einflußreiche Leute seiner Umgebung sich von diesem Hintergedanken aus

*) Johann von Bloch, Der Krieg. Uebersetzung des russischen Werkes desselben Autors. 6 Bände. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. 40 Mark.

**) Der Krieg der Zukunft. Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus. 70 S. 60 Pfge.

schließlich mit dem ganzen zarischen Vorgehn abfanden und befreundeten; am gewissesten aber, daß auch dieser Hintergedanke, den man mit dem Minister Murawjew in Verbindung gebracht hat, den Segen der zarischen Kundgebung nicht in Unsegen zu verwandeln vermag, vielmehr selber mit zum Besten des Völkerfriedens wird dienen müssen.

Wie der Zar so in der Motivirung reicher und durchschlagender als seine Gesinnungsgenossen in den Friedensgesellschaften ist, so ist er auch in der Formulirung des Ziels besonnener als diese. Deren Ziel nämlich bezeichnet er selber in den Eingangsworten seines Manifestes als ein reines Ideal. Er aber, der mit am diplomatischen Webstuhle der Völker sitzt und, wenn auch nicht eigenhändig mit „wirkt," so doch den Wirkern aufmerksam zusehen muß, er weiß, daß zu diesen wie zu allen Zeiten mit solchen reinen Idealen in der praktischen Diplomatie, auf die es doch schließlich sehr mit ankommt, Nichts anzufangen ist. So bescheidet er sich weislich. So fordert er — ein weiterer großer Schritt über die Friedensgesellschaften hinaus — nicht den abstrakten „ewigen Frieden," sondern nur einen „dauernden" und, so lange er dauert „wahren Frieden," keinen Scheinfrieden, wie er jetzt nur besteht. Also eine auch heute schon sehr viel möglichere Sache. Und er fordert daneben zweitens nicht „Abrüstung" wie die Friedensgesellschaften, weder gänzliche noch teil- und schrittweise, sondern zunächst nur Stillstand der Rüstungen — wiederum eine zwar immer noch schwierige, aber doch auch wieder schon viel eher ausführbare Forderung, als die der Abrüstung schlechthin es ist. Drittens verlangt er noch etwas gänzlich Erreichbares, die größere Humanisirung der doch noch ausbrechenden Kriege sowohl zu Lande als besonders zur See, eine ganz und gar selbstverständliche Forderung, deren Erfüllung aber hoffentlich nicht der Vorwand wird, die beiden andern zarischen Ziele zu verdunkeln oder gar ganz unsichtbar zu machen.

Und mit welchen Mitteln gedenkt schließlich der Zar seine Absichten zu erreichen? Er nennt nur eins: das Mittel internationaler Kongresse — nicht von Privaten, wie die Friedensgesellschaften sie arrangiren, sondern der Regierungen aller Kulturländer selbst. Wiederum zeigt sich hierin eine größere Nüchternheit der Auffassung des ganzen schwierigen Problems. Seine auch nur teilweise Lösung wird an diejenigen Instanzen verwiesen, die allein die Fähigkeit und den Beruf haben, sie herbeizuführen. Freilich entsteht dadurch andrerseits, wenn die Nüchternheit zu groß werden und gar in Widerwilligkeit umzuschlagen geneigt ist, wieder die große Gefahr der Verschleppung der ganzen in Fluß gekommnen Friedenssache. Doch giebt es dagegen ein auf die Dauer immer unfehlbarer wirkendes Gegenmittel: der Druck der öffentlichen Meinung, die schon die Friedensgesellschaften mit Erfolg bearbeitet haben, und die noch gründlicher und gewichtiger die Sozialdemokratie heute in der Hand hat. Von dieser, als der letzten im Bunde der Träger des Friedensgedankens, nun zuletzt noch.

4. Die Sozialdemokratie

Die Sozialdemokratie hat bekanntlich ein Doppelprogramm: ein mehr prinzipiell-theoretisches, in dem der Ueberzeugung Ausdruck gegeben ist, daß die heutige kapitalistische Wirtschaft und Gesellschaft abgelöst werden wird durch die sozialistische Produktion und Gesellschaft, und ein durchaus praktisches, in dem eine Reihe von Verbesserungen zu Gunsten der arbeitenden Klassen schon unter der heutigen kapitalistischen Gesellschaftsverfassung gefordert werden. Ganz parallel dazu verfährt die Sozialdemokratie nun auch mit dem Friedensgedanken. Sie vertritt einerseits den Gedanken des ewigen Friedens ganz wie die bürgerlichen Friedensgesellschaften. Aber nicht wie diese als ein gesondertes, vor allem zu erstrebendes, auch noch nicht sehr naheliegendes Ziel, sondern als die ganz selbstverständliche Konsequenz der einstigen international-sozialistischen Gesellschaftsverfassung. Ist diese da, dann auch der „ewige" Frieden, vorher nicht. Und darum tritt man nach ihrer Meinung am besten für diesen ein, wenn man für die Vorbereitung und Verwirklichung jener sozialistisch-internationalen Gesellschaft arbeitet. Ein besondres

Programm zur Erreichung dieses ewigen Friedens kennt die Sozialdemokratie demnach nicht, sie hält es für überflüssig.

Daneben erhebt sie aber auch an die heutige bürgerlich-kapitalistische Ordnung ihre Friedensforderung. Sie ist wesentlich niedriger als diejenigen aller vorhergenannten Friedensfreunde, den Zaren nicht ausgeschlossen. Sie geht von der sehr realistischen Erkenntnis aus, daß der Krieg zur Zeit, d. h. eben in der kapitalistisch-nationalistischen Gesellschaft überhaupt nicht ganz zu vermeiden ist. Er ist demnach nur einzuschränken. Und so fordert die Sozialdemokratie, nüchterner als alle Friedensfreunde sonst, von den Regierungen der einzelnen Länder nur Beseitigung der Angriffs- und Eroberungskriege und Beschränkung auf aufgezwungne und wirkliche Verteidigungskriege.

Die Mittel, deren sie sich zur Anbahnung dieses Ziels bedient, sind so energisch und ernst, wie die ganze sozialdemokratische Politik überhaupt. Das erste ist die unerbittliche Verweigerung aller Mittel für die Unterhaltung der stehenden Heere. Denn diese sind in ihren Augen die steten Träger der Gefahr von Eroberungskriegen. Wer letztere nicht will, muß darum nach ihrer Meinung gegen die heutige Militärverfassung sein. Nur deren Beseitigung verbürge, neben Anderm, die Erreichung ihres in der That recht bescheidnen nächsten Friedensziels. Das zweite Mittel, ihm nahe zu kommen, ist die Forderung der Verwandlung der stehenden Heere in sogenannte Volksheere, mit kurzer Ausbildungsfrist, nur zur Verteidigung des Vaterlandes, nach Schweizer Muster. Und es ist ein eigenartiges Zusammentreffen und auch ein Beweis dafür, wie viel nüchterner politischer Sinn in der heutigen Sozialdemokratie herrscht, daß gerade während die Zarenkundgebung in manchen bürgerlichen Kreisen enthusiastische, beinahe chiliastische Friedenshoffnungen weckte, die Sozialdemokratie in ihren eignen Reihen diese Frage der „Volkswehr" ziemlich ausführlich erörterte. Ein drittes Mittel, dessen sie sich und namentlich ihr Führer Bebel bedient, ist die Forderung schiedsrichterlicher Entscheidung, ganz ähnlich der der Friedensgesellschaften. Und darum gilt ihr gegenüber auch dasselbe Bedenken, das schon oben geäußert werden mußte, und das die Sozialdemokraten selber gelegentlich auch recht wohl gelten lassen. Desto eigenartiger ist ihr viertes Mittel gegen Eroberungskriege: die Anbahnung und fortgesetzte Stärkung der internationalen Beziehungen zwischen den „Proletariern aller Länder." Mit jedem Schritte vorwärts auf diesem, von Vielen freilich auch für sehr verhängnisvoll gehaltnen Wege glaubt die sozialdemokratische Taktik ein Stück Terrain gegen alle Angriffskriege gewonnen zu haben. Und in der That, die Leistungsfähigkeit dieses Mittels gerade zu diesem antikriegerischen Zwecke ist ebenso unbestreitbar wie seine Originalität. Nimmt man schließlich als Fünftes noch hinzu, daß auch die Sozialdemokratie ebenso, ja noch viel mehr als die Friedensgesellschaften die Bedeutung der öffentlichen Meinung für die Ausbreitung eines gesunden Friedensgedankens auch innerhalb der Grenzen des Vaterlands wohl erkannt und diese stets auch zu seinen Gunsten in den ihr zugänglichen Kreisen rücksichtslos bearbeitet hat, so muß man zugestehn, daß die Sozialdemokratie wirklich ein gleichberechtigtes Glied im Bunde der Friedensfreunde ist. Jeder von diesen hat seinen eignen Beruf und seine eigne Mission: der Zar an die Fürstenhöfe und Staatsregierungen, die Friedensgesellschaften an die bürgerlichen Kreise, die Sozialdemokratie an die Arbeitermassen, alle zusammen aber an die große gemeinsame öffentliche Meinung.

Paul Göhre

Stimmen der Väter

Hamann

Das achtzehnte Jahrhundert hat zwei Propheten, die aus der glaubenslosen Zeit der Aufklärung hinüberweisen in eine neue Zeit. Johann Kaspar Lavaters ist vor kurzem (s. Nr. 12) gedacht worden. Der andre ist Johann Georg Hamann, der „Magus des Nordens," geboren zu Königsberg 1730, gestorben 1788 zu Münster i. W. Seine dunkle, überschwengliche, ja schwülstige Ausdrucksweise hat es verschuldet, daß seine Schriften viel weniger gelesen als gerühmt werden.

Er galt den Größten seiner Zeit als der Größten einer. Goethen war er der „hellste Kopf"; in seinen Schriften fand der Dichter „sibyllinische Vorahnungen des Guten und des Rechten, das einst kommen soll oder sollte, gegründet auf ernste Betrachtungen des Ueberlieferten und des Lebens." Im Besitz der vielseitigsten Bildung und beseelt von dem Streben, sie immer mehr zu erweitern, blieb Hamann von innerer Unruhe verzehrt, bis er sich in die Bibel vertiefen und das geschichtliche Christentum, das der Bildung seiner Zeit so fremd geworden war, verstehen lernte. Zu der frivolen Aufklärung, wie sie die Franzosen predigten und die Deutschen vielfach nachäfften, stand er in heftigem Gegensatz: Voltaire, der „demokritische Affe," war ihm in tiefster Seele verhaßt. Dafür hat er der wissenschaftlichen Arbeit der ernsten Aufklärung stets Verständnis entgegengebracht; mit Kant verband ihn, trotzdem er seinen Kritizismus ablehnte, freundschaftliche Hochachtung, und Lessings theologische Schriften hatten an ihm einen eifrigen Leser. Herder und Goethe verehrte und liebte er. Aber in seinem Glaubensleben war er von ihnen Allen verschieden. Nicht umsonst hat er im Kreis der Frommen, die sich in Münster um die Fürstin Gallitzin sammelte, gleichgestimmte Seelen gefunden. „Der Gläubigste der Gläubigen war Hamann zugleich der Tiefste, der Freiste. Mit seinem leidenschaftlichen Mystizismus vertrug sich vollkommen die Anerkennung des Verstandes, wenn dieser nur tiefsinnig, wahrhaft und sachlich war." (R. Haym, Herder. 2. Band S. 389.)

Die folgenden Proben entnehmen wir der trefflichen Auswahl aus Hamanns Briefen und Schriften, die C. F. Arnold im 11. Bande der Bibliothek theologischer Klassiker (Gotha, Perthes, 1888. 2,40 Mk.) veröffentlicht hat.

G Krüger

Wenn ich nicht einen Gott glaubte, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt, der unsre Thränen uns versprochen hat selbst abzutrocknen — wie würde ich ohne diesen Glauben fortkommen? Ich würde hundert thörichte Dinge anfangen, mich irre machen und dem großen Haufen auf der großen Straße nachlaufen; jetzt bin ich ruhig, erwarte, was Gott mir noch auflegen will, und hoffe, daß er mir die Last jedes Tages werde tragen helfen. (Arnold S. 41)

* * *

Unter allen Sekten, die für Wege zur Glückseligkeit, zum Himmel und zur Gemeinschaft mit dem ente entium,*) oder dem allein weisen Encyklopädisten des menschlichen Geschlechts ausgegeben werden, wären wir die elendesten unter allen Menschen, wenn die Grundfeste unsers Glaubens in dem Triebsande kritischer Modegelehrsamkeit bestände. Nein, die Theorie der wahren Religion ist nicht nur jedem Menschenkinde angemessen und seiner Seele eingewebt, oder kann darin wieder hergestellt werden, sondern ebenso unersteiglich dem kühnsten Kirchen- und Himmelsstürmer, als unergründlich dem tiefsinnigsten Grübler und Bergmännchen. (A. 129 f.)

* * *

Gott, welche Wunder in Deiner Erlösung! in Deinem Wesen, in Deinen Eigenschaften! Die Natur verschwindet vor Deinem Worte. Hier ist das Allerheiligste; die ganze Schöpfung ist nur ein Vorhof gegen dasjenige, was wir in diesem Worte sehen. (A. 64)

* * *

Der Glaube ist kein Werk der Vernunft und kann daher auch keinem Angriff derselben unterliegen; weil Glauben so wenig durch Gründe geschieht, als Schmecken und Sehen. (A. 169)

* * *

Gott hat sich Menschen offenbaren wollen; er hat sich durch Menschen offenbart. (A. 135)

* * *

Um zu verstehen: τί γέγραπται, was geschrieben steht, kommt es zuvörderst auf die Frage (Luk. 10, 26) an: πῶς ἀναγινώσκεις, wie liesest du? (A. 302)

* * *

*) D. h. dem allein wahren Sein.

Wenn unsre Religionsbücher auf den Vorzug einer allerhöchsten Eingebung Anspruch machen, so fordern sie, mit und im Geist desjenigen anbetungswürdigen und uns verborgnen Wesens gelesen zu werden, das sich als den Schöpfer Himmels und der Erden verklärt und, vorzüglich von allen Nationen, sich einem kleinen Hofgesindel ungläubiger und verächtlicher Theisten von eingeschränkten Einsichten, verdorbnen Neigungen, hyperbolischen Einbildungskräften und der lächerlichsten Selbstgenügsamkeit und Eitelkeit, wie unsre Juden und Voltairen bis auf den heutigen Tag sind, vertraulicher offenbart — — so fordern diese Bücher schlechterdings mit und in dem Geist desjenigen Theisten gelesen zu werden, der als ihr König, ohngeachtet der gesundesten und wohlthätigsten Moral, die die Blüte, das Salz und den Aether des erhabnen Stoizismus und Epikurismus vereinigte, eines schmählichen, freiwilligen und verdienstlichen Todes starb und die fröhliche Botschaft seiner Auferstehung und Erlösung und Wiederkunft zum Weltgerichte vom Auf- bis zum Niedergange der Sonne, vom Süd- bis zum Nordpol hat verkündigen und erschallen lassen. (A. 98)

* * *

Mein Sohn, gieb mir dein Herz! — — Da ist es, mein Gott! Du hast es verlangt, so blind, hart, felsig, verkehrt, verstockt es war. Reinige es, schaffe es neu und laß es die Werkstatt Deines guten Geistes sein. Es hat mich so oft getäuscht, als es in meiner Hand war, daß ich selbiges nicht mehr für meines erkennen will. Es ist ein Leviathan, den Du allein zähmen kannst — — durch Deine Einwohnung wird es Ruhe, Trost und Seligkeit genießen. (A. 194)

* * *

Schlechter scheinen als man wirklich ist, besser wirklich sein als man scheint, dies halte ich für Pflicht und Kunst. (A. 194)

* * *

Wer von Kindern nichts lernen will, der handelt dumm und ungerecht gegen sie, wenn er verlangt, daß sie von ihm lernen sollen. (A. 255)

* * *

Nun, lieber Herr Kandidat, hüten Sie sich für dem Bücherschreiben und nehmen Sie sich recht viel Zeit kurz zu predigen, und thun sich recht viel Gewalt selbst an, einfältig zu sein mit Verleugnung alles dessen, was nicht zur Sache, zum Beruf, zum Amt gehört. Sie können nicht glauben, als ich es leider! aus der Erfahrung weiß, wie sehr von diesen kleinen Hausmitteln Oekonomie und Genuß des Lebens abhängt. Wenn Sie bei Ihrer gegenwärtigen glücklichen Lage nicht Ruhe haben, wie können Sie selbige von einem Amt erwarten. — Sie haben freilich Recht, es müssen uns Sorgen aufgelegt werden, sonst machen wir uns selbst welche, die immer am schwersten sind, und sich zu jenen verhalten, wie Moses Stab zu den Pharisäern und Schriftgelehrten ihrem Joch und Stachel. (A. 245 f.)

Verschiedenes

Der Geistliche am Grab ist das Thema gewesen, über das am 3. Mai die diesjährige Hauptversammlung des Evangelischen Pfarrvereins in Württemberg verhandelt hat. Die Chronik der christlichen Welt berichtet in Nr. 20 ausführlich über die interessanten Verhandlungen. Sie bewegten sich vornehmlich um die Frage des Verhaltens bei Feuerbestattungen. Wenn dabei viel von dem Akt der Urnenbeisetzung die Rede gewesen ist, so wundert mich, daß man von christlicher Seite versäumt, den Feuerfreunden zu Gemüte zu führen, wie gerade diese Aschenaufbewahrung für unser Gefühl ihr Anstößiges hat. Man sollte die von der Verbrennung zurückgebliebne Asche der Erde übergeben. Gewiß, wieder kein Gesetz daraus machen! Aber mit dem Urnendienst, mit der überirdischen Aufbewahrung der Aschenreste verbindet sich leicht eine Schätzung dieser Reste, die beim schlichten Begraben Gott Lob ausgeschlossen war, und über die wir als evangelische Christen hinweg sein sollten. R

Quittung folgt in nächster Nummer.

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer D. **Rade** in Marburg i. H.

Anzeigen

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf.

Freunde der Christlichen Welt

Frankfurt a. M.: Montag, den 5. Juni, 4 Uhr, Rosenau, Die Irvingianer.

Magdeburg: Monatsversammlung, Mittwoch den 7. Juni, nachmittags 3 Uhr, Hasselbachstr. 1. Wuthe: Die bleibende Bedeutung des neutestamentlichen Kanons für die Kirche. (Vortrag von Theodor Zahn. Leipzig, Deichert. 61 S. 0,90 Mk. Vgl. Christl. Welt Nr. 3: Lutherisch.)

Hamburg: Vertrauliche Versammlung der Freunde der „Christlichen Welt," in Veranlassung der Anwesenheit von D. Rade: Montag, 29. Mai, abends 8½ Uhr, Hotel Moser, Rathausmarkt 12.

Chronik der Christlichen Welt

9. Jahrgang. Vierteljährlich 1.50 Mk. Postnummer 1600
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen.

Nr. 20. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Ueber evangelischen Kirchenbau; Die Sächsische Kirchliche Konferenz; Aus Württemberg; Aus Braunschweig — Evangelische im Auslande: Anglikanische Kirche — Innere Mission: Verhandlungen der zehnten Sonntagsschulkonvention in Breslau — Vermischte Nachrichten aus der Innern Mission — Vermischte Nachrichten — Personalien

Preisausschreiben.

Für die im Evang. Verlag in Heidelberg erscheinenden Pfennigpredigten „Sonntagsgruß für Gesunde und Kranke" wird eine Serie von acht Manuskripten (jeweils mit Liedervers und kurzem Schlußgebet) über das Unser Vater gewünscht. Diese Manuskripte sollen mit der Predigt gemein haben die Behandlung eines besondern, festgeschlossenen Gegenstands im Tone vollendeter volkstümlicher Schlichtheit, die den Geringsten wie den Gebildeten in gleichem Maße packt, sollen sich aber von ihr unterscheiden durch eine besondre seelsorgerliche Haltung, die, an Herz und Gewissen des Einzelnen sich wendend, etwas vom seelsorgerlichen Zwiegespräch an sich hat.

Für die von den Herren Prediger Dr. Kind in Berlin, Pfarrer D. M. Rade in Marburg und Pfarrer F. Issel in Betberg als die beste befundene Arbeit ist ein Preis von 100 Mk. ausgesetzt, welcher event. auch unter die zwei besten Arbeiten verteilt werden kann. Die Manuskripte, welche für jede Nummer einschließlich Liedervers und Schlußgebet im Druck vier Seiten Groß-Oktav nicht überschreiten dürfen, sind bis 1. August 1899 an den Evang. Verlag in Heidelberg einzusenden. Der Name des Verfassers ist in einem versiegelten Briefumschlag anzugeben, mit dem Motto des Manuskripts als Aufschrift. Die nicht preisgekrönten Arbeiten bleiben Eigentum der Verfasser und werden denselben wieder zugestellt, dürfen jedoch innerhalb zweier Jahre nicht durch Druck veröffentlicht werden.

Die erste Serie preisgekrönter Predigten erschien 1897: **Lühr-Baun.** Die Seligpreisungen. 16 Predigten. Das Lied von der Freiheit der Seele. 8 Predigten über die Seligpreisungen von Karl Lühr, Pfarrer in Gotha. — Die achtfache Thür zum Himmelreich. 8 Predigten über die Seligpreisungen von Friedr. Baun, Pfarrer in Belsenberg (Württ.). 60 Pfg.

„Merkwürdiger Weise hat sich herausgestellt, daß die Verfasser beider Serien theologisch durchaus verschiednen Richtungen angehören; Lühr-Gotha ist Vertreter des Protestantenvereins, während Baun-Belsenberg dem schwäbischen Pietismus angehört." Bad. Pfarrvereinsblätter 1898, Nr. 2.

****

Predigtamtskandidat,

im Predigen geübt, sucht zum 1. September Stellung als Hilfsprediger, Vikar oder dergleichen, am liebsten im Auslande. Anfragen unter **L K** an die Expedition der Zeitung erbeten.

****

Erholungsb. Frl. (gepr. Lehrerin) bittet um Aufnahme in ein christl. Haus im wald. Erzgeb., überhaupt in schöner, gesunder Gegend. Sie wünscht sich dabei im Haushalt zu bethätigen und würde auch die Schularb. d. Kinder überw., in Musik unterrichten, gern mit einer erwachs. Tochter gemeinschaftlich musizieren (ohne gegenseitige Vergütung). Briefe erbeten an die Redaktion d. Bl.

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W 9.

Soeben erschienen!

Kantstudien.

Philosophische Zeitschrift

unter Mitwirkung von
E. Adickes, É. Boutroux, Ew. Caird, C. Cantoni, J. E. Creighton, W. Dilthey, B. Erdmann, M. Heinze, R. Reicke, A. Riehl, W. Windelband und anderen Fachgenossen
herausgegeben von

Dr. Hans Vaihinger,

o. ö. Professor der Philosophie an der Universität Halle a. S.

IV. Band. 1. Heft. Gr. 8°. 136 Seiten.
Subskriptions-Preis pro Band 12 Mk.

Inhalt: Fr. Paulsen, *Kant, der Philosoph des Protestantismus;* M. Wentscher, *War Kant Pessimist?* A. Neumann, *Lichtenberg als Philosoph;* A. Döring, *Kants Lehre vom höchsten Gut;* H. Vaihinger, *Eine Kontroverse in Frankreich über Kants Lehre vom Krieg* und F. Medicus, *Zu Kants Philosophie der Geschichte etc. etc.* Ausserdem *Litteraturberichte, Notizen, Zeitschriftenschau* etc. etc.

Kant, der Philosoph des Protestantismus

von

Friedrich Paulsen.

— Gr. 8°. 40 Seiten. 60 Pf. —

Aus dem Vorwort: — „Das Thema des Aufsatzes, das ich schon in meinem Buch über I. Kant gestreift habe, etwas weiter auszuführen, schien eine nicht uninteressante Aufgabe in einer Epoche, wo in der protestantischen Welt nicht bloss die Philosophie, sondern auch die Theologie vor allem an der Philosophie Kants sich orientiert, wo in der katholischen Welt der heilige Thomas wieder als der kanonische Philosoph gepriesen wird und Kant als der Philosoph des Abfalls im Mittelpunkt aller Angriffe steht."

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Hefte zur Christlichen Welt

Kürzlich erschienen:

Nr. 38.

Die Theologie als Wissenschaft

Von

Lic. theol. **Ernst Rolffs,**
Pastor in Stade.

8. M. —.60.

Nr. 39.

Die Schöpfungsgeschichte, der Sündenfall
und
der Turmbau zu Babel

in drei im akademischen Gottesdienst zu Halle gehaltenen Predigten behandelt von

D. **Fr. Loofs,**
Professor der Theologie in Halle a. S.

8. M. —.75.

Nr. 40.

Gott in Christus

Von

F. Niebergall,
Pfarrer in Kirn a. d. Nahe.

8. M. —.60.

Bei angemessener freier Behandlung
Alkohol-Entziehungskur
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg i. Lbg.
Prospect frei.

NEU!

Es ist noch wenig bekannt, dass ein Jeder auf einer **Mundharmonika ohne Notenkenntnisse** die schönsten Lieder, Tänze etc. künstlerisch zum Vortrag bringen kann. **In einer Stunde erlernbar** ohne Lehrer. Eine **hochelegante Concert-Mundharmonika** mit klangvollen Glocken-Metallstimmen in eleganten Etuis verpackt, nebst **Schule zum Selbstunterricht** kostet bei vorheriger Einsendung in Briefmarken nur

1 Mk. 75 Pf.

franco. Nachnahme 35 Pf. teurer. Man adressire an:

Norddeutsches Musik-Versandhaus
Rostock, Otto-Strasse 19.

NEU!

Gebr. Stoffregen, Hannover
im evangelischen Vereinshause
empfehlen alle Arten
Paramente u. Kirchengeräte
Kirchenkronleuchter,
Wachslichter, Hostien, ferner:
Talare, Baretts und Bäffchen
Ill. Kataloge. Billigste Preise.
Reelle Bedienung.

Pianinos, von ℳ 400.— an. **Harmoniums,** von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottage-Orgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt.
Gr. illust. Katalog gratis-franco.
Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph in **Giessen 162.**

Allerh. Auszeichnungen: Orden, Staatsmedaillen etc.

EMMER

Pianinos 450 Mk. an,
Flügel 10jähr. Gar.
Harmoniums 95 Mark an.
Abz. gest. Bar: Rabatt und Freisend.
Fabrik W. Emmer, Berlin,
Seydelstrasse 20.
☞ Die Herren Pastoren und Lehrer haben Ausnahmepreise.

In **Karl Riesel's Verkehrs- u. Reise-Blättern** finden wir über **Prof. Kinzel's Schrift: „Wie reist man in Oberbayern und Tirol?"** (Verlag von **Fr. Bahn, Schwerin i. M.** III. vermehrte Aufl. 2 Mk.) folgendes sehr bemerkenswertes Urteil:

„Das Erscheinen dieses eigenartigen und höchst anziehenden Werkchens darf im Interesse des reisenden Publikums mit grosser Freude begrüsst werden; nicht allein, weil es als wertvolle Ergänzung zu den beliebten Reisebüchern von Meyer und Baedeker volle Beachtung findet, sondern namentlich um seiner Tendenz willen, das Reisen nach und in jenen Alpenländern möglichst genussreich und wohlfeil zu gestalten. Wir können dem Verfasser das uneingeschränkte Lob nicht versagen, dass er es verstanden hat, die gestellte Aufgabe in der glücklichsten Weise zu lösen. Wir finden in dem Buche überdies eine Reihe von praktischen Winken, die Vorbereitungen zur Reise zu vereinfachen, treffende Schilderungen von Land und Leuten, Aufzählung von Gasthöfen, in denen man einfache, gute und billige Unterkunft findet, und das alles im munteren Plauderton vorgetragen, so dass aus dem kleinen Führer bald ein lieber Reisebegleiter wird, von dem wir uns ungern wieder trennen." —

Vorzügl. Material zu Vorträgen.

Im Garten Gottes

v. Senior D. Dr. **Bärwinkel.**

Inhalt: 1. Ueber den religiösen Wert von Fritz Reuters „Ut min Stromtid." 2. Emanuel Geibel, ein Prophet des deutschen Volkes. 3. Die kulturgeschichtliche Bedeutung von Gustav Freytags Roman „Soll und Haben." 4. Winfried Bonifacius u. Gustav Freytags „Ingraban." 5. Carl Gerok, ein Prediger und Dichter von Gottes Gnaden. 6. Die Matthäus-Passion von Joh. Seb. Bach und das Oberammergauer Passionsspiel. 7. Gustav Adolf in der Geschichte und im Devrientschen Volksschauspiel.

Geheftet 3 Mk. Gebunden 4 Mk.
Carl Villaret, Erfurt.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
in Leipzig.

Vor kurzem ist erschienen:

Das Persönliche Christentum

der paulinischen Gemeinden nach seiner Entstehung

untersucht von

Dr. **Johannes Müller.**

Teil I. 1898. IV, 307 Seiten.
M. 6.—, geb. in Leinen M. 7.—.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Leipzig, Querstr. 21. — Druck von Carl Marquart in Leipzig